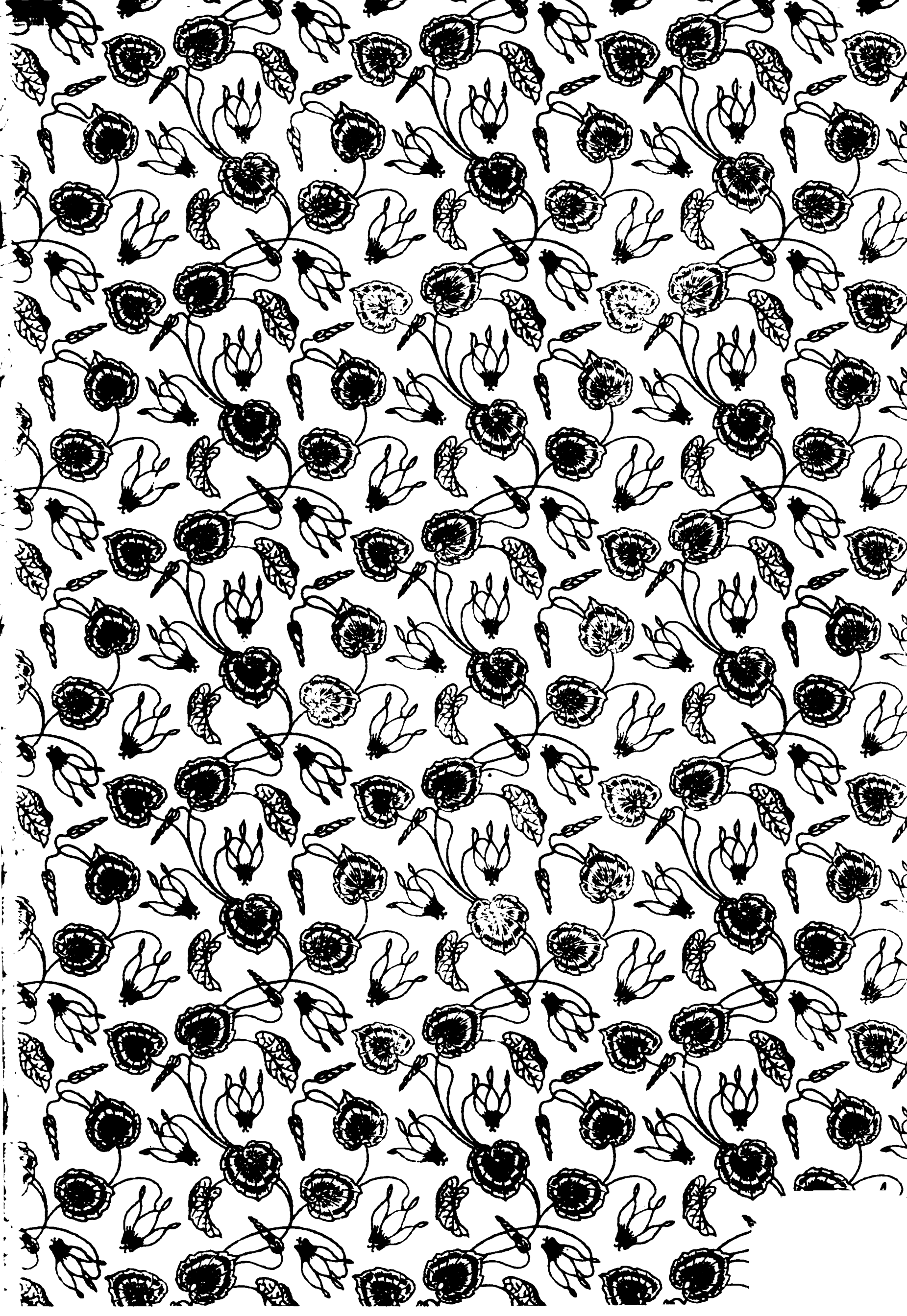

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574625 9
Ossip Schubin
Der
Gnadenschuß


NEW-YORK
SOCIETY
LIBRARY
E. Gallaudet Sc'
1758



1. No subject

Der Gnadenschuß.

Der Gnadenschuß.

Von

~~Ossip Schubin.~~

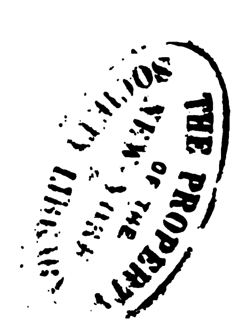
Lula Kirschner

Motto: Man hat schon sehr viel verloren,
wenn man die sittliche Entrüstung
über etwas verliert, das in unsrer
Umgebung täglich geschieht.
Nietzsche.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1905.

VSL


THE PROPERTY
OF THE

Frau Marie Borgnis

geb. Say

freundschaftlichst

zugeeignet.



Jenitschku, Jenitschku muj!

Auf weichen Schwingen trug die laue Sommerluft das Lied von den hellbeleuchteten Feldern draußen in die schattige Traulichkeit des Waldes. — Es war ein Liebeslied, zärtlich und schwermütig, wie es fast alle slawischen Liebeslieder sind, und die Stimme, die es sang, war jung und süß. Der Förster Pribik blieb stehen und horchte.

Es war ein Mann in mittleren Jahren. Die Vierzig mochte er hinter sich haben, und in seinem schwarzen Haar und Bart schimmerte es bereits silbern. Er sah nicht jünger als seine Jahre aus, eher älter; dennoch gehörte er nicht zu denen, die von den Vierzig beruhigt, sondern zu denen, die von den Vierzig aufgeregt werden. Sein Gesicht zeigte Spuren einer Art verwilderter Schönheit. Seine Gestalt war von imponierender Größe, machte jedoch infolge seiner übermäßig breiten Schultern einen gedrungenen Eindruck. Auch hielt er sich schlecht und vernachlässigte sein Äußeres wie ein Mensch, der mit sich und der

Welt unzufrieden, seinen Schlendrian verdrossen weiter geht, weil er weder Vertrauen genug in sich setzt noch Glauben genug in sein Schicksal legt, um etwas an seinem Leben zu ändern. Sein Anzug war noch lässiger als bei Förstern üblich, selbst an einem sehr heißen Tage. Um seinen ungestärkten Hemdkragen schlang sich ein Halstuch aus lila Kattun, und an seinem hechtgrauen Rock fehlten zwei Knöpfe.

Jenitschku, Jenitschku muj!

Wie süß, wie innig, wie zärtlich das klang — als ob die kleine Sängerin mit jeder Silbe dem fernen Geliebten einen Kuß durch die duftende Luft hätte senden mögen.

Der Förster hätte seine große Hand ausstrecken wollen, damit sich das Singvögelchen zutraulich hineinducke — er hätte sein halbes Leben dafür hingegeben, wenn das Liebeslied an ihn gerichtet gewesen wäre.

Und während er noch so da stand und horchte, tauchte ganz plötzlich eine jener Vermutungen in ihm auf, die der männlichen Eitelkeit nie sehr fern liegen.

„Wer weiß, ob sie nicht wirklich an mich denkt, während sie singt!“ . . . fragte er sich. Er fing an, sich die Sache zu überlegen. Sie war immer so freundlich und zutunlich zu ihm — die letzten paar Male war sie feuerrot geworden, als

er sie ansprach. Ein entzückendes Ding war sie, die Stasa, pausbäckig, lieblich wie ein kleines Kind und doch mit dem Reiz der heranblühenden Jungfrau; das feine, etwas aufgestülpte Näschen schien beglückende Lebensfreude zu wittern, die vollen, dunkelroten Lippen verrieten mutwillige Schelmerei, aber in den leicht gesenkten Mundwinkeln wohnte Zärtlichkeit. Die Augen — ja, die waren noch ganz einfältig, waren große, reine Kinderaugen; Begeisterung kannten sie nur im Gebet (der Förster hatte sie kürzlich in der Kirche beobachtet), und Leidenschaft kannten sie gar nicht: so wähnte zum wenigsten der Förster. Aber was hätte man nicht alles in diesen klaren Kinderaugen entzünden können! Derjenige, den die einmal verliebt ansahen, der konnte sterben für solchen Blick. Das sagte sich der Förster Pribik, der in der ganzen Gegend für einen Zyniker galt, der aber im Innersten ein ausgemachter Romantiker war. Freilich ein Romantiker auf sehr materieller Basis.

Der Lindenduft lag schwer über dem Wald, denn die Linden ragten überall zwischen den Kiefern und Fichten des sehr gemischten Bestandes hervor; und dabei breiteten sie ihre Äste so weit aus, als ob sie, um die Oberherrschaft bestrebt, alle andern Bäume aus dem Weg hätten schieben wollen. Der Geruch von heißem Moos, Kiefern-

harz und reifen Erdbeeren mischte sich nur schwach in ihren alles übertäubenden Duft. Ein grünliches Dämmern dämpfte den Glanz des Sommertages. Der Förster stand noch immer auf der breiten Waldstraße, den Blick nach der Richtung gewendet, von wo das Liebeslied tönte.

Da trat ein junges Mädchen in die grüne Wölbung, die sozusagen ein Eingangstor in den Wald bildete, dort, wo sich die alten Linden über der Straße die Hände reichten.

Das war die Stasa.

Nicht nur ihr Gesichtchen war reizend, ihre ganze Erscheinung hatte etwas unendlich Anziehendes, Liebliches. Sie war von mittlerem Wuchs, aber so zierlich gebaut, daß sie abwechselnd größer und kleiner aussah, als sie wirklich war.

Da sie der großen Hitze halber ihr Jäckchen abgestreift hatte und infolgedessen nur mit einem Hemdchen von ungebleichtem Leinen und mit einem kurzen, blauen Rock bekleidet ging, konnte man die schlanke und doch wohlgerundete Schönheit ihrer Glieder genau erkennen. Um Stirn und Nacken krauste sich das hellbraune Haar, das am Hinterkopfe in dicken Flechten aufgesteckt war, und da, wo die Sonne es küßte, verwandelte es sich in Gold, während es im übrigen die Farbe trockner Blätter zeigte.

Die vollen Lippen teilten sich, während sie sang, über weißschimmernden Zähnen.

Als sie den Förster erblickte, verstummte ihr Lied, und ihn mit einem raschen, scheuen Augenaufschlag grüßend, eilte sie an ihm vorbei. Eine Weile stand er da wie festgewachsen. Er fühlte ihren Blick auf seiner Wange. Eine große Aufregung hatte sich seiner bemächtigt. Aber er konnte nicht vom Fleck — seine Glieder waren wie Blei. Sollte sie wirklich . : . einen alten Mann wie ihn . . . Nun, seltsamere Dinge waren vorgekommen; nur einen Augenblick stand er so schwerfällig da, dann setzte er hinter dem Mädchen drein, legte seine beiden Hände auf ihre Hüften und flüsterte: „Stasinko!"

Sie stieß einen kleinen Schrei aus, einen weichen Vogelschrei, nicht bös noch verdrießlich, sondern nur von einer Art vorwurfsvoller Ängstlichkeit erfüllt. Dabei legte sie ihre zarten Kinderhände auf seine mächtigen Tatzen, um dieselben von sich los zu machen. Ihre Berührung war weich wie Sammet und warm wie Sonnenschein. „Aber Herr Förster!" murmelte sie.

Er achtete nicht darauf; eine unbezwingliche Lust hatte ihn erfaßt, seinen heißen Mund in die goldenen Kräuschen an ihrem Hals hineinzudrücken. Er tat's halb scherzend, halb verlangend. Noch

einmal stieß sie einen Schrei aus, aber diesmal klang er lauter, fast schmerzlich. Er ließ sie los. „Mach doch keinen so unnützen Lärm,“ stieß er unwirsch hervor; „wenn du mich nicht magst, so magst du mich eben nicht, und damit ist die Sache abgetan!“ Er zuckte die Achseln und, die Brauen finster zusammenziehend, eilte er mit langen Schritten von dannen. Einen Augenblick blieb sie verdutzt stehen — dann „Herr Förster“ murmelte sie.

Er sah sich nicht um. Noch einmal: „Aber Herr Förster!“

Diesmal wendete er sich, er traute seinen Augen kaum, sie kam ihm nachgelaufen. „Der Herr Förster muß mir nicht alles gleich so übel nehmen,“ murmelte sie; „ich war kindisch, bin eben ein bissel erschrocken. Aber ich weiß ja, daß . . . daß es der Herr Förster gut meint, nur mit mir scherzt!“ Wieder sah sie ihn ein wenig unsicher von der Seite an, mit jenem beklommenen Augenaufschlag, den er so gut kannte, und der jedesmal alles Mögliche in ihm aufflammen ließ.

War sie wirklich ein einfaches, törichtes Kind, das Angst hatte, unhöflich erschienen zu sein; oder . . . und noch einmal tauchte jene betörende Vorstellung auf, die seinen vierzig Jahren so süß schmeichelte. Ja, merkwürdigere Dinge waren vor-

gekommen. Seine Zunge wurde trocken, die Worte stolperten ihm über die Lippen. „Sag doch, du kleine Schönheit, an wen hast du gedacht, als du eben so zärtlich von einem schwarzäugigen Schatz sangst?“ Sie wurde über und über rot, zupfte an ihrem Schürzenzipfel und schlug die Augen nieder. „An wen sollt ich wohl gedacht haben,“ stammelte sie, „an niemanden habe ich gedacht! Man denkt doch nicht immer gleich an jemanden, wenn man sich ein Liedchen singt!“

„Wenn man es so singt, denkt man an jemanden!“ sagte der Förster; dann, zugleich herausfordernd und verlegen, fügte er hinzu: „Ich hätte mir fast eingebildet, du denkst an mich!“ ... Sie wurde noch röter, sagte aber nichts.

„Na — ich weiß ja, daß so was gar nicht möglich ist,“ rief der Förster, „ein reizendes junges Ding wie du und ein garstiger, alter Kerl wie ich!“

„Der Herr Förster ist nicht garstig und ist nicht alt, und das weiß er selbst ganz gut,“ rief das Mädchen trotzig.

„Wirklich nicht,“ meinte er, trat einen Schritt näher an sie heran und faßte sie an beiden Händen, aber ganz zart, ohne im geringsten Gewalt anzuwenden, behutsam, wie man ein kleines Kind berührt. „Nun, wenn ich dir nicht so alt und

garstig vorkomme, dann ... könntest du am Ende doch ..." er lächelte und brach ab.

„Ach ... als ob's überhaupt darauf ankäme," rief sie treuherzig. „Der Herr Förster ist ja ein schöner Mensch, der kriegt hundert für eine!" Sie stockte. „Das ist's nicht ... aber —"

„Nun, was ist's, fragte er.

„Das sieht doch ein jeder," rief sie eifrig, fast lachend; „der Herr Förster ist ein Herr und ich ... ich ...!"

„Ach, wenn's weiter nichts ist" — er hielt ihre Hände noch immer und zog sie ein wenig näher an sich heran, „einen Kuß, Stasinko, nur einen auf deine weiße Stirn."

Sie sagte nicht ja, nicht nein, senkte nur ihr hübsches Köpfchen, und er berührte mit seinen Lippen ihre Stirn, da, wo sich die zarten Löckchen goldig um sie schmiegten.

Ein schrill gepfiffener Gassenhauer tönte störend in das duftgesättigte, träge Mittagsschweigen des Waldes. Der Förster fuhr zusammen, ließ die Kleine los und bog in einen Seitenpfad ein.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und machte eine verdrießliche, kleine Grimasse, gerade wie ein Kind nach irgend einer überstandenen, lästigen Quälerei. Sie wollte sich nun beeilen, vorwärts und nach Hause zu kommen. Wie aus der Erde

gewachsen, stand jemand vor ihr und vertrat ihr den Weg.

Ein junger Mensch, rothaarig, etwas verwachsen. Die rechte Schulter war bedeutend höher als die linke, und der unverhältnismäßig kurze und schwerfällige Oberkörper ruhte auf langen, dünnen Beinen. Auch das Gesicht verriet den Krüppel. Es war fahl und gedunsen, der untere Teil mit einem spröden und spärlichen Bart bedeckt, der sich um das Kinn herum verdichtete und gleich dem eines Satyrs in zwei Zotteln auseinanderfiel. Im Gegensatz zu dem Förster war er mit ungewöhnlicher Sorgfalt gekleidet, und obwohl er nicht zum Forstamt gehörte, wo gerade Glieder und ein normaler Körperbau unerläßlich sind, trug er auf dem Kopfe einen kleinen, grünen Jägerhut, der mit einer Auerhahnfeder besteckt war. Er musterte die Stasa vom Kopf bis zu den Füßen, stemmte die Hände in die Seiten und murmelte vor sich hin: „So, so.“ Mit flammenden Augen erwiderte sie seinen Blick; — „was habt Ihr zu lachen!“ herrschte sie ihn an.

„Ha, ha, ha,“ sein Lachen hatte etwas Heiseres; dann sagte er gelassen: „Warum soll ich nicht lachen, ich versichere dir, daß es äußerst kurzweilig war, zuzuschauen, wie du mit dem schönen Förster scharmuzierst!“

Wenn er sprach, meldete sich bei ihm derselbe unreine Laut, wie wenn er lachte, jedem Wort ging eine Art mühsames Rascheln voran, und seine Stimme war hoch und dünn. „Hm!“ begann er nach einer kurzen Pause von neuem, „'s ist nicht allzulange her, daß ich — hm! ... meinen Stand soweit vergaß, dich heiraten zu wollen. Damals gabst du mir ... einen Korb — ja einen Korb unter dem Vorwand — du habest einen Schatz, und dem wolltest du treu bleiben bis in den Tod, und wenn ein Prinz käme, tätst du's nicht anders! Erinnerst du dich ...?“

Sie zuckte die Achseln ... „weiß nicht mehr,“ entgegnete sie ihm, „aber wenn's wirklich wahr ist, daß ich das alles gesagt habe, so ist's jedenfalls sehr gutmütig von mir gewesen, so viele Gründe aufzuzählen, anstatt Euch einfach ins Gesicht zu sagen, daß Ihr mir zuwider seid, ja durchaus zuwider seid Ihr mir, und jetzt geht mir aus dem Weg!“

Er aber breitete seine langen Arme aus; „nur nicht so eilig,“ rief er, „gleiches Recht für alle, he! he! Der alte Mädchenfänger dürfte dir wohl kaum vom Heiraten gesprochen haben, und dennoch hast du ihn viel gnädiger behandelt als mich ... na ... auf einen Kuß hier oder dort kommt dir's offenbar nicht an; auch ein Standpunkt — ich

verarge dir ihn nicht weiter, nur will — ich mein Teil — — — sonst erzähl ich's der ganzen Gegend, daß du dich mit dem Förster eingelassen hast —!"

„Eingelassen," schrie sie empört — „eingelassen .... wieso habe ich mich mit ihm eingelassen? Neulich, als ich so grob gegen ihn war bei der Musik, weil er mir die Wangen streicheln wollte, hat mich mein Vater gescholten, hat mir gesagt, ich könne mir eine Ehre daraus machen, daß ein Herr wie der Förster ein wenig mit mir scherzt. Wenn ich ihn aber weiterhin so schlecht behandle, würde er's übel nehmen, und darauf dürfte ich's nicht ankommen lassen. Denn er ist unser Brotherr, und wenn er sich über mich ärgert, so zieht er uns die Felder ein, und meinem armen Bräutigam gönnt er sein Lebtag lang keinen guten Hegerposten. Ich darf mir's einfach nicht mit ihm verderben. So . . . und jetzt wißt Ihr's, warum ich so viel Geduld gehabt habe mit dem alten Bären, es ist mir sauer genug geworden, das kann ich Euch versichern!"

„Ach, so steht's," rief der Bucklige. Er nahm den Hut von seinem borstigen roten Kopf und senkte ihn mit ironischer Höflichkeit sehr tief. „Ich wußte gar nicht, wie schlau du bist . . . Na . . . und wenn sich der alte Bär mit

ein paar Küssen nicht begnügen wollte . . . was dann?"

Sie war sehr unschuldig, aber nicht unwissend. Sie war ein Dorfmädchen. Sie begriff seine Anspielung, und der Zorn schüttelte sie, ihr ganzes Wesen schien in Flammen aufzugehen. „O, Ihr abscheuliche Mißgeburt, rot angestrichener Ziegenbock, der Ihr seid, wollt Ihr wohl den Mund halten," schrie sie ihn an. „Die Zunge soll Euch abfaulen, ehe Ihr noch einmal so eine Schändlichkeit aussprecht!" Damit stieß sie so heftig in ihn hinein, daß er rücklings niederfiel und lief, was ihre flinken, jungen Füße sie nur tragen konnten — er ihr nach, doch hatte sie einen großen Vorsprung. Sein Atem war kurz, und sein Körper nicht zu rascher Bewegung tauglich. Einholen konnte er sie nicht. Sie kam bis an einen Bach, der sich breit und klar durch eine Lichtung zog. Ein schwankes, lose auf ein paar Steinen ruhendes Brett überspannte das rasch fließende Wasser. Stasa flog nur so darüber hin. Dann, mit unglaublicher Geschicklichkeit zog sie das Brett weg und schaute nun von dem andern Ufer ihrem Verfolger herausfordernd ins Gesicht. Ohnmächtige Wut blitzte ihm aus den grünen Augen, während er sich ratlos in dem Schlamm am Uferrand von einem Fuß auf den andern stützte.

Die Verfolgung mußte er aufgeben.

„Boshafte Kröte,“ schrie er zu ihr hinüber, „das verzeih ich dir nie. Werde dir's einsalzen! Das erste, was ich deinem Schatz erzähle, wenn er nach Hause kommt, wird sein, auf welche saubere Art du ihm den neuen Hegerposten verschafft hast; wir wollen sehen, ob sich der Jenik damit freuen wird oder nicht.“

„Braucht ihm nichts zu erzählen, werd's ihm selber erzählen!“ versicherte sie. „Und auch, wie Ihr mich gequält habt. Dann aber gnad Euch Gott. Er hat starke Fäuste.“

„Wollen's abwarten!“ rief der Bucklige. Sie lachte übermütig und lief davon.

Sie lief sehr eilig und lachte in einem fort, lachte so lang, bis sie ganz plötzlich und unvermittelt heftig anfing zu weinen.

Indessen hatte Pribik die Försterei erreicht. Sie war freundlich gelegen mitten im Wald; ein ebenerdiges Haus, das die eine Seite des sich im länglichen Viereck ausstreckenden Hofes einnahm.

Das Haus sah vernachlässigt aus und der große Garten hinter demselben ungepflegt und nüchtern. Auf der einen Seite standen die Zwetschen-, auf der andern die Apfelbäume, dazwischen

wuchs struppiges Gras. Nirgends war ein Weg durchgezogen, ein Blümchen gepflanzt oder ein Bänkchen angebracht, und doch hätte sich zu all dem reichlich Gelegenheit geboten; denn der Garten war günstig gelegen, nach der Süd- und Westseite nur von einem niedrigen Jungwald umgrenzt, so daß die Sonne hineinscheinen konnte, so oft es ihr gefiel, im Norden hingegen von einem hochstämmigen alten Wald geschützt. Blumen und Gemüse wären vortrefflich darin gediehen, um so mehr, als der an seinem Rande vorüberplätschernde Bach eine leichte und regelmäßige Bewässerung ermöglichte, und zu traulichen Sitzplätzen luden die mächtigen, alten Linden am Rande des Gartens ein, die noch zu dem alten Waldbestand gehörten. Offenbar aber war's niemandem eingefallen, sich mit dem Garten zu befassen. Pribik hatte die Försterei erst vor acht Monaten bezogen. Er hatte sie so gefunden, wie sie jetzt war. Etwas zu verschönern, lag außerhalb seiner Gewohnheiten.

Mißmutig schritt er durch das Tor, das am unteren Teil des Hofes in einer zerbröckelten Mauer angebracht war.

Aus einem der traurigen, halb vom Mörtel entblößten Stallgebäude brüllte eine Kuh, ein schwerfälliger Knecht lud vor der Stalltür mit einer dreizinkigen Gabel das Grünfutter von einem

Karren herunter, und auf der Schwelle des Forsthauses stand eine sehr sauber gekleidete Person von etwa fünfzig Jahren, mit breiten Hüften und einem Doppelkinn wie ein Probst. Keifend rief sie dem Eintretenden entgegen: „Der Herr Förster hat sich schon wieder um eine ganze Stunde verspätet; ich kann nichts dafür, wenn das Mittagessen am Herd und in der Röhre verdorrt!“

Das war sein Hausstand, das, worauf er sich freuen durfte, wenn er von seinen Streifereien im Wald zurückkehrte.

Ungeduldig mit den Achseln zuckend, schritt er an der dicken Person vorbei in das Haus.

Nachdem die Wirtschafterin sein Essen auf- und wieder abgetragen hatte, blieb er noch nachdenklich sitzen. Das Zimmer, in dem er sich befand, war niedrig, aber geräumig, ein paar Nußbaummöbel von schwerfälliger, gediegen bürgerlicher Form standen umher und nahmen sich sonderbar aus zwischen dem im übrigen recht bäuerischen, fast armseligen Hausrat. Augenscheinlich ererbt und nicht käuflich erstanden, zeigten sie, daß der Förster von besserer Herkunft war, als man es ihm auf seinen Stand und sein vernachlässigtes Äußere hin zugemutet hätte.

Und er war auch tatsächlich aus sehr gutem, geachteten Hause.

Die Försterei in Bolechow war für ihn etwas zwischen einem Verbannungsort und einem Rettungshafen. Er nannte sie seinen Fuchsbau, womit er anzudeuten beliebte, daß er sich darin menschenfeindlich gegen zudringliche Annäherungen versteckt hielt.

Dem Großvaterstuhl gegenüber, in dem er jetzt seine Pfeife rauchte, hing in abgeschabte Waschgoldleisten gefaßt, eine große Photographie. Er hatte sie als sechzehnjähriger Student in dem Schaufenster eines Prager Kunsthändlers bemerkt und war von der Erinnerung wie von einer krankhaften Begierde verfolgt worden. Er wußte nicht, daß es die Photographie eines damals allgemein bekannten Gemäldes von stark angezweifeltem künstlerischem Werte war; der künstlerische Wert eines Gemäldes hatte überhaupt kein Interesse für ihn.

Das, was das Bild darstellte, fesselte ihn, die Geschichte, die es erzählte.

Es war das Bild von Henneberg: „Die Jagd nach dem Glück". Für die ältere Generation, die das Bild vergessen haben könnte, für die neue, die nichts mehr davon weiß, wollen wir bemerken, daß das Bild einen Reiter darstellt, der in wahnsinni-

ger Hast, den Oberkörper weit vorgebeugt, über den Hals seines halbverendeten Pferdes einen gebrochenen Steg entlang in einen Abgrund jagt. Vor ihm die Gestalt eines nackten, auf einer Seifenblase schwebenden, blonden Weibes, fliehend und lockend, eine Krone in der Hand, knapp hinter ihm der Tod.

Drei Tage war er immer wieder an das Schaufenster des Kunsthändlers gepilgert, um das Bild zu betrachten; und endlich hatte er sein ganzes Taschengeld zusammengenommen und sich noch drei Gulden von der Mutter ausgebettelt, um es zu kaufen.

Seither hatte ihn das Bild in all seinen verschiedenen Lebensphasen begleitet. Er pflegte zu behaupten, das Bild sei daran schuld, daß er es im Leben nie „zu etwas gebracht". Eine solche Angst vor den schauerlichen Folgen des Ehrgeizes hätte es in ihm wachgerufen.

Das war natürlich nur die gewaltsam herbeigezogene Rechtfertigung von Zuständen, die seine sehr schlechte Erziehung im Verein mit seinem angeborenen Hang zur Trägheit und zu derben Genüssen ganz von selbst hervorgebracht hatten.

Sein Vater war ein berühmter Advokat in Prag gewesen, seine Geschwister nahmen angesehene Stellungen in der Welt ein. Der älteste

Bruder war Sektionschef in einem der wichtigsten Ministerien, der jüngere Generalstabsoffizier und Adjutant bei einer hohen Persönlichkeit; die Schwestern hatten in gute Familien hineingeheiratet: alle gehörten sie den höheren Schichten des österreichischen Bürgertums an, und nur Moritz Pribik war . . . Revierförster in Bolechow . . .

Wie sich das gestaltet hatte . . .

Er war nur der Stiefbruder seiner bedeutend älteren Geschwister und der Sohn eines ungebildeten, aber schönen Mädchens aus dem niedrigen Mittelstande, das Doktor Pribik als fünfzigjähriger Witwer geheiratet hatte. Der Doktor starb, als der kleine Moritz sechs Jahre alt war; sehr hübsch, und durch und durch von beiden Eltern verzogen! Die Mutter fuhr fort, ihm seinen Willen zu lassen, und als er kaum fünfzehn Jahre zählte, sah sie bereits in ihm den Mann, den sie sich verpflichtet fühlte, mit sklavischer Unterwürfigkeit zu bedienen.

Kaum sechzehnjährig, war er hinter den Mägden drein und verbrachte die halben Nächte im Wirtshaus. Sie schob den Mägden Geschenke zu, wenn sie sich über ihn beklagten, und den Brüdern verheimlichte sie's, wenn er betrunken nach Hause kam. Er war ihr dankbar für ihre Verzärtelungen und für ihre Lügen, aber er verachtete sie auch dafür.

Unter den Umständen konnten seine Brüder keinen Einfluß auf ihn gewinnen.

Er lernte schlecht und war gegen Lob und Tadel in der Schule gleichgültig. Der Wohlstand, den ihm sein väterliches Erbteil sicherte, genügte ihm. Zu arbeiten, um etwas Höheres zu erreichen, kam ihm lächerlich vor. Schon von der Realschule an hatte er seine Freunde unter den niedriger Stehenden gesucht, unter denen, die im Handwerk stecken blieben. Er ließ ihnen sein reichliches Taschengeld zugute kommen und liebte es, für seine Großmut und Herablassung bewundert zu werden. Später war von Großmut und Herablassung nicht mehr die Rede, der Verkehr mit den niedrigen Klassen verstand sich für ihn jetzt von selbst. Da fing seine schlechte Erziehung an, ihn zu ärgern, aber er half sich mit Bramarbasieren darüber hinweg.

Nach absolvierter Realschule hatte er eine Forstakademie besucht, um sich, kaum daß er großjährig geworden war, von aller Disziplin loszusagen und ein Gut zu kaufen.

Von da an begann nun das wüste Leben erst recht, und der Umstand, daß seine Mutter zu ihm gezogen war, um ihm die Wirtschaft zu führen, änderte nichts an der Sache. Bald wimmelte es um ihn herum von Schmarotzern, die durch ihre

zudringlichen Forderungen seine Gutmütigkeit ausbeuteten und sich dann durch grobe Schmeicheleien erkenntlich zeigten.

Die Mutter machte Ohren und Augen zu und drückte sich demütig in einen Winkel zusammen. Ehemals, da er noch ein Junge und seine Sünden und Verschuldungen im Grunde genommen ziemlich unbedeutend gewesen waren, hatte sie sich ihrer Umgebung gegenüber oft weitläufig über alles verbreitet, was sie als Mutter zu leisten und zu erdulden hatte. Jetzt, wo er auf sie lud, was ein Sohn seiner Mutter irgend aufbürden kann, so daß ihr ganzes Leben nur eine brennende Schmach und Schande war, verriet sie von ihrem Martyrium niemandem ein Wort.

Da kam wieder einmal der Oktober, mit dem Oktober die Kirchweih, bei der er stets seine ganze unsaubere Gemeinde um sich zu versammeln pflegte. Das Fest wurde bei ihm noch lärmender gefeiert als sonst. Als er den nächsten Tag seinen Katzenjammer mit einem Glase Sodawasser herunter zu spülen versuchte, wurde ihm gemeldet, daß seine Mutter soeben tot in ihrem Zimmer aufgefunden worden sei.

Er hatte nicht gewußt, daß sie krank war. Wie es sich nunmehr herausstellte, hatte sie sich bereits seit Monaten mit einem qualvollen

Leiden herumgeschleppt, von dem sie sich zu reden scheute. Geklagt hatte sie nie. Sie war nur immer müder und schwächer geworden.

Pribik war kein schlechter Mensch, kein ganz schlechter. Dieses sich aus dem Weg drückende Sterben der Mutter — die bis zu ihrem letzten Atemzug Angst gehabt, ihn in seinem Vergnügen zu stören, erschütterte ihn bis in die Wurzeln seines Wesens. Er geriet außer sich. Anfangs tobte er. Er warf sich auf den großen Speisetisch nieder, an dem in der verflossenen Nacht gezecht worden war, schlug den Kopf gegen das harte Holz und stieß Laute von sich, die eher an das Bellen eines wilden Tieres erinnerten als an das Schluchzen eines Menschen.

Als er sich aufrichtete, hatte er den festen Entschluß gefaßt, endlich ein anständiger Mensch zu werden. Hierauf ordnete er für die Verstorbene ein großartiges Begräbnis an, zu dem er nicht unterließ, seine beiden Brüder aus Wien herbeizurufen.

Beide Brüder erschienen; sie hatten die Nacht durch reisen müssen, um rechtzeitig zu der traurigen Feier einzutreffen.

Ein Begräbnis ist eine von jenen Veranstaltungen, bei der die verfeindetsten Verwandten sich einträchtig zusammenfinden — um dann ganz un-

versöhnt, wie sie erschienen sind, wieder auseinander zu gehen. Die Achtung, die man dem Tode bezeugt, verpflichtet den Lebenden gegenüber zu nichts.

Die beiden Brüder aber bewiesen in diesem Falle mehr Sinn für ihre Zusammengehörigkeit mit dem Jüngsten, als eigentlich von ihnen zu erwarten war; sie blieben noch einen Tag nach dem Begräbnis bei ihm, um über seine Zukunft zu beraten. Im Grunde hatte er etwas Sympathisches an sich, und seine Reue und Niedergeschlagenheit wirkten ergreifend.

Da die Brüder sich davon überzeugten, daß es ihm ernst war, sich aus dem Sumpf, in dem sich sein ursprünglich reich ausgestattetes Lebensschifflein verloren, endlich herauszuarbeiten, wollten sie ihr möglichstes tun, ihm zu helfen.

Auf seinem Gute konnte er nicht bleiben. Über und über verschuldet, drohte ihm die Gefahr eines schimpflichen Bankerotts. Das Gut mußte verkauft werden. Dann aber blieb nichts andres übrig, als sein Brot selbst zu verdienen. Womit?

Auf das Forstfach verstand er sich. Das theoretische Wissen, das ihm von seinen akademischen Studien her geblieben war, ebenso wie die praktischen Kenntnisse, die er sich durch seine Jagderfahrungen als Gutsbesitzer angeeignet hatte,

kamen ihm hierin zu statten und ermöglichten es seinen Brüdern, ihm eine Försterstelle in Ostgalizien zu verschaffen.

In Bilicka am Wald hatte er dann volle zehn Jahre verbracht. Die Jagd nach dem Glück — jene pretentiös schauerliche Warnungstafel des Ehrgeizes — ließ er in einer Kiste unausgepackt liegen. Er benutzte seine Einsamkeit, sich auf die Staatsprüfungen vorzubereiten. Er wollte jetzt vorwärts um jeden Preis. So studierte er denn.

Es wurde ihm sauer. Er war schon zu alt, zu verbraucht, sein Gedächtnis hielt nicht mehr stand. Aber er biß die Zähne ineinander, steckte die Daumen in die Ohren, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und büffelte solange, bis er die Prüfungen gemacht und hierauf die Beförderung zu einer besseren Stelle in Mähren erlangt hatte. Das Paradies öffnete sich vor ihm.

Er hatte seinen Stolz hineingesetzt, die Brüder nicht ein zweites Mal um ihre Unterstützung anzugehen, und überraschte sie jetzt durch das selbständig von ihm erreichte Resultat. Sie beantworteten seine brieflichen Mitteilungen sofort als die wohlerzogenen, anständigen Menschen, die sie waren, beglückwünschten ihn und drückten die Achtung, die seine Ausdauer ihnen einflößte, in herzlichen Worten aus. Er weinte vor Freude

über ihre Briefe — er las sie zehnmal, er übersetzte sie seinen Hegern, er zeigte sie im Wirtshaus der nächsten Kreisstadt seinen Bekannten. Obschon er jetzt sehr sparsam geworden war, traktierte er die versammelte Gesellschaft mit einem Glühwein, um auf das Wohl seiner herrlichen Brüder zu trinken. Sobald es irgend anging, wollte er aufpacken und abreisen, unterwegs sich in Wien aufhalten, um zum wenigsten den ältesten seiner Brüder, den Sektionschef, zu besuchen, da der zweite momentan zu weit ab in einer der südlichen Provinzen der Monarchie lag. Er freute sich, die Frau des Bruders kennen zu lernen, die Kinder. Die Frau war reich und vornehm, die Kinder alle hübsch. Der Bruder hatte ihm einmal vor langen Jahren ihre Photographieen geschickt.

Er malte sich alles genau aus! Wie er unangekündigt zu dem Bruder herein und ihm in die Arme stürzen, wie er der Schwägerin den Hof machen und seine Nichten und Neffen verwöhnen würde. Irgendwie stellte er sich diese noch immer als ganz kleine Kinder vor, denen man Zuckerwerk mitbringen und die man auf die Schultern nehmen konnte, um mit ihnen durch die Zimmer zu tollen. Er wurde nicht müde, über all diese Dinge zu schwätzen, während er mit seinen Bekannten um

den Glühwein herum saß, und als ihm ein reicher Kaufmann ein zugleich vorzügliches und preiswertes Gasthaus anraten wollte, lehnte er das Anerbieten mit der Versicherung ab, von einem Absteigen im Gasthaus könne in seinem Fall gar nicht die Rede sein. Das dürfe er seinem Bruder nicht antun.

Noch ganz von diesen Vorstellungen erfüllt und durchwärmt, machte er sich auf die Reise. Sein freudiges Vertrauen in die brüderliche Zuneigung reiste mit ihm aus den großen, alten Wäldern, die die russische Grenze umdunkeln, begleitete ihn bis zu seiner Ankunft in Wien. Da verblaßte es plötzlich. Ein solcher Kleinmut überkam ihn, daß er sich unwillkürlich nach einem recht dunkeln Loch umsah, in dem er sich hätte verkriechen können. In die erste beste Droschke zu springen und unangemeldet mit seinem Köfferchen bei dem Bruder einzufallen, dazu war ihm die Lust vergangen.

Als ihn der Kutscher, nachdem er sein Gepäck auf dem Bock geordnet, fragte, wohin er fahren solle, starrte er noch unschlüssig vor sich hin; dann nannte er den Namen des Gasthofs, den ihm der Holzhändler in Tarnopol gerühmt. Und während die Droschke mit großstädtischer Geschwindigkeit ihrem Ziel entgegenrollte, sagte er sich, „daß es

immerhin besser sei, im Gasthaus abzusteigen, mindestens anfangs, später konnte er ja zu dem Bruder übersiedeln . . . aber besser, sich ein wenig bitten lassen. Er war keiner, der sich wegwarf. Nein, nein".

Der Gasthof, vor dem er hielt, hieß „Zum schwarzen Affen". Er befand sich irgendwo in der Leopoldstadt und war ein altväterisches, einstöckiges, lang hingestrecktes Haus mit einem flachen Giebel; auf dem Schild war ein Affe gemalt, der eine Pomeranze verspeiste. Die Durchfahrt war niedrig, die Treppen waren schmal, und das Ganze roch nach Tabakrauch, Bier und feuchter Luft. Der Speisesaal war mit Thonetschen Rohrsesseln möbliert, zudem reichlich mit Spucknäpfen versehen. Kost und Bier jedoch waren gut, die Kellner, in fettig glänzenden Fräcken, voll grinsender Dienstbereitschaft. Er fühlte sich in dieser Umgebung wohl, er hätte gar nicht mehr fort wollen; aber er war ja doch gekommen, um den Bruder aufzusuchen. Er faßte sich ein Herz.

Eine Stunde später stieg er die Treppe in einem sehr vornehmen Hause des Kolowratrings hinauf. Er hatte nicht hoch zu steigen (der Sektionschef wohnte im zweiten Stock), und die Treppe war mit einem ganz ausreichenden Geländer versehen; dennoch schwindelte ihm bei jedem Schritt.

Der Schwägerin zu Ehren hatte er einen langschößigen, schwarzen Rock angetan, den er zum letzten Male bei dem Begräbnis seiner Mutter getragen, und einen hohen Hut, den er auf dem Wege zum Kolowratring gekauft. Er klingelte an einer Tür, neben der er den Namen „Wilhelm Ritter von Pribik“ auf einem Porzellantäfelchen erblickte. Sein Bruder war kürzlich geadelt worden.

Ein Diener öffnete ihm. Der Bruder lebte auf großem Fuße. Man merkte es an allem. Das Vorzimmer, in das der Förster trat, war sehr geräumig und schön ausgestattet, aber so finster, daß bei lichtem Tage Gas darin brennen mußte. Durch eine Türe, die der Diener zufälligerweise offen gelassen hatte, konnte man in ein ebenfalls gasbeleuchtetes Zimmer sehen, in dem ein langer, von Glas und Silber funkelnder Tisch für fünfzehn bis zwanzig Personen gedeckt stand.

Der Kleinmut, der abscheuliche Kleinmut fing wieder an, dem armen Pribik an den Gliedern hinaufzuschleichen wie kaltes Wasser, höher, immer höher, den Herzschlag hemmend.

„Ist der Herr Sektionschef zu Hause?“ fragte er den Diener, und da dieser vorgab, es nicht zu wissen, fügte er in herrischem Tone hinzu: „So gehen Sie nachschauen und melden Sie ihm, daß sein Bruder da ist, aber schnell!“

Der Diener betrachtete ihn von oben bis unten, etwas befremdet; daß sein Herr einen solchen Bruder habe, ahnte er nicht. Er wußte nur von einem Bruder, der Adjutant bei einem Erzherzog war. Übrigens . . . seine Sache war es nicht. Er verschwand. Es dauerte eine Weile, ehe sich irgend etwas regte. Pribik ließ sich auf einen der schön geschnitzten und ausnehmend unbequemen Stühle nieder, mit denen das Vorzimmer ausgestattet war. Sein Herz klopfte, und jede seiner Hände schien ihm einen Zentner zu wiegen. Er merkte eine Unruhe in der Nähe, Hin- und Herreden. Eine scharfe Frauenstimme beherrschte die Situation. Endlich trat sein Bruder heraus, mit geschärften Zügen, einem kahlen Kopf und einem roten Bändchen im Knopfloch.

Er war verlegen, wußte nicht, auf welchen Fuß er sich stützen sollte, sagte erst einmal um das andre: „Das ist eine Überraschung — ist das eine Überraschung," und endlich fügte er hinzu: „Womit kann ich dir dienen?"

Der Förster sagte nichts. Er saß noch immer da, gerade und linkisch eine Hand auf jedem Knie, und rührte sich nicht. Er wußte jetzt selbst nicht mehr, was er eigentlich erwartet hatte, aber jedenfalls etwas ganz andres. Daß ihm sein Bruder mit ausgestreckten Armen entgegenstürzen würde,

mit einem großen Gepolter und Geschrei — und dann hätte der Bruder alle anwesenden Familienmitglieder zusammengerufen, damit sie sich um den Onkel versammeln und an ihm freuen möchten. „Rosa, Resi, Paul, Fritz! — wo seid ihr — der Onkel ist gekommen aus Polen!“ Ja, so mochte er sich die Sache vorgestellt haben.

Statt dessen tönte aus dem Nebenzimmer leises Klirren, das Zurechtrücken von Silber und Porzellan auf der Tafel, an der für ihn kein Platz gemacht werden konnte, und vor ihm stand der Bruder, verlegen, betreten wie jemand, dem man zu unbequemer Stunde einen Schuldschein entgegengehalten hätte. „Warum hast du's uns nicht früher wissen lassen, daß du kommen würdest?“ begann er von neuem, trotz seiner gesellschaftlichen Gewandtheit unbeholfen, fast stotternd. Es war eine von den Situationen, in den die weltmännische Routine versagt. „Wir, wir hätten uns für dich frei gehalten. Aber so . . . in Wien ist man immer auf Tage hinaus gebunden!“

Jetzt erst merkte der Förster, daß sein Bruder einen Frack anhatte und ein sehr steifes, weißes Hemd. „Wird Hochzeit bei dir gefeiert?“ fragte er.

Er gehörte zu denen, die den Frack nur bei Hochzeiten und Bällen kennen.

„Ach nein, nur ein paar Menschen, ein paar Freunde . . . fatal, wirklich!“

Durch die geschlossene Türe tönte ermahnend und gereizt die scharfe weibliche Stimme: „Wilhelm, Wilhelm!“

Der Sektionschef wendete sich um. Dann, schon halb der Türe des Speisezimmers zugekehrt: „Mir ist es zu leid! Wo wohnst du?“

„Was geht's dich an!“ erwiderte der Förster, und seine Stimme klang wie das Grollen eines herannahenden Gewitters.

„Ich möchte dich natürlich aufsuchen?“

Da aber richtete sich der Förster zu seiner vollen Höhe empor. „Du! mich aufsuchen!“ er streckte die geballten Fäuste vor sich hin, „ich spei drauf,“ schrie er, „auf deinen Besuch und dich; wenn sich die Leute, die vorwärts kommen wollen, so benehmen müssen wie du, so spei ich drauf, auf deine ganze Vornehmheit und deine Stellung und deinen Reichtum. Eine Schande, eine Schmach! Schämt sich, seinen eigenen Bruder zu Tisch zu bitten, weil er einen Baron erwartet. Ehemals sollen sich die Läufer die Milz aus dem Bauche haben schneiden lassen, um besser laufen zu können. Ihr verdammten Streber aber — ihr schneidet euch das Herz aus der Brust, damit euch das Steigen leichter fällt. Pack! Pack! ich spei drauf!“

Was dann weiter noch geschah — in seiner Erinnerung war nichts übrig davon. Er wußte nur, daß er sich kurz nachher auf der Straße befunden und sich gefragt hatte, wie er eigentlich hingekommen war. Dann hatte er sich halbblind, wie durch einen rotschwarzen Nebel, weitergetappt. In seinem Zimmer im Wirtshaus angelangt, bohrte er sich die Fäuste in die Augen und weinte wie ein Kind. Dann betrank er sich.

Jetzt war er bereits seit acht Monaten in Mähren. Die Jagd nach dem Glück hing von neuem ihm gegenüber an der Wand, als warnendes Beispiel vor krankhafter Streberei. Manchmal fiel's ihm ein, wie er sich in Bilicka mit dem Studieren abgeplagt hatte, wie sehr es ihm um diese Beförderung nach Mähren zu tun gewesen war. Dann zuckte er mit den Achseln und fing an zu pfeifen. Er war jetzt nicht gern in Mähren. Oft dachte er mit Sehnsucht an sein einsames Forsthaus in Ostgalizien zurück. — Besonders nach den totenstillen Winternächten sehnte er sich. — Der Schnee fiel draußen weiß und dicht und baute eine Mauer zwischen ihm und „der Zivilisation", und das Licht des Vollmondes ruhte auf den weißen Wäldern. — Aus der Ferne tönte

wohl auch das heisere und traurige Geheul hungriger Wölfe und manchmal näherte es sich; — man hörte das Kratzen an der Tür; das war ihm ja oft unangenehm gewesen damals —! Aber jetzt verlangte ihm geradezu nach dem Geheul der Wölfe, wie nach einer schrillen und dennoch besänftigenden Musik. Gewiß war der Wolf ein grausames Tier, aber im Vergleich zu einem zivilisierten Menschen war er weichmütig und warmherzig. Das stand von da ab fest bei Moritz Pribik, dem Revierförster in Bolechow.

Wenn er an Wien zurückdachte, sträubten sich ihm jedesmal die Haare auf dem Kopf. Die rechtwinkligen, vielstöckigen Häuser der Kaiserstadt erschienen ihm wie Kerker, in denen die Zivilisation die Natur gefangen hielt. Verstand und Grausamkeit blickten aus allen ihren zahlreichen Fenstern. Nein, nur nie mehr dorthin zurück; der Wald war ihm lieber. Er hielt nicht mehr auf Vorwärtskommen. Er verkehrte nur noch mit den ganz kleinen Leuten, mit den Bauern, Pächtern und niedrigen Beamten und verbrachte seine Abende im Wirtshaus wie jeder andre. Seinen Dienst besorgte er pünktlich und war in der ganzen Gegend als ein praktischer, sachkundiger Forstmann, vorzüglicher Hundekenner und meisterhafter Schütze bekannt. Besonders imponierte er durch seinen

physischen Mut. In dieser, von waghalsigen und gewissenlosen Wildschützen unsicher gemachten Gegend durchschweifte er oft nächtelang die Wälder, immer ohne Begleitung. Im übrigen sagte man ihm allerdings nach, daß er ein Rumtrinker sei und auch, daß er kein hübsches Mädchen in Ruhe lasse, dem er im Walde begegne.

Auch spielte er gern Karten; aber er zahlte seine Spielverluste pünktlich, traktierte seinen Stammtisch im Winter zweimal die Woche mit Punsch, im Sommer mit eisgekühltem Pilsener Bier, und drückte, so streng er sonst war, ein Auge zu, wenn sich die kleinen Häusler um die Weihnachtszeit herum in den Wald schlichen, sich einen Christbaum zu holen. — So lebte er hin in einer Art verbitterter Zufriedenheit. Er haderte nicht mit seinem Schicksal, aber er fügte sich ihm verdrießlich. Die Erinnerung an seine Brüder stand ihm schwarz vor der Seele. Den jüngeren hatte er zwar gar nicht wiedergesehen; aber er war fest davon überzeugt, daß er nach derselben Schablone wie der ältere ausgeschnitten sei. Ja, seiner schönen Uniform zu Ehren mochte er sich vielleicht noch zwingender, als der ältere Bruder in Zivil, verpflichtet fühlen, seine armen Verwandten abzuschütteln.

Er saß noch immer in dem ledergepolsterten Großvaterstuhl mit den vorgeschobenen Scheu-

klappen, an der sich nach oben zu verbreiternden Lehne, und rauchte aus einer langen Pfeife mit einem großen Porzellankopf. Durch den blauen Dampf musterte er seine Umgebung. Wie kahl die Einrichtung war, wie lieblos die Möbel herumstanden, und doch . . . die Sachen waren gut; das Zimmer war geräumig und sah aus drei Fenstern über den verwilderten Garten hinüber in den herrlichen Wald, durch eine Lichtung spähte man an einer Stelle in die blaue Ferne. Ja, wahrhaftig, sein Heim hätte hübsch sein können. Es brauchte nur eine leichte Frauenhand, um alles zu ordnen, ein liebliches Frauenlächeln, um die ganze Försterei zu beleben, aufzuhellen und zu erwärmen. Stasa! O, das süße, kleine Ding!

Wie viele baumstarke Männer, schleppte Pribik eine gute Portion Weichlichkeit mit sich herum. Er sehnte sich nach etwas, das sich an ihm freuen, an ihn schmiegen würde, wenn er nach Hause kam; das ihm die Stirn glättet, wenn irgend ein Verdruß Falten hineingezogen hatte, noch tiefere Falten, als das Schicksal und seine vierzig Jahre bereits hineingefurcht. Nach Kindern, die sich an seine Kniee lehnen und sich von ihm Märchen erzählen lassen würden. Süßes, kleines Ding...

Liebliche Bilder glitten durch seine Seele! Er sah sie vor sich, wie sie kurz geschürzt durch den

Wald schritt, während die tiefstehende Nachmittagssonne einen Strahlenkranz um ihr Köpfchen wob und die Vögel, deren Gezwitscher sie so gut nachzuahmen wußte, um sie herumflogen, sich auf ihre Schulter und ihr Köpfchen setzten und ihr Brotkrumen von den Lippen pickten. Wie wohl ihm plötzlich zu Mute wurde — so wohl, wie ihm nicht mehr zu Mut gewesen war, seitdem ihn seine Mutter als ganz kleinen Jungen auf dem Schoß gehalten hatte.

Durch die offenen Fenster tönte das Summen der Bienen, auf- und abwogend, daß es wie ferne Hochzeitsglocken klang.

Da öffnete die Wirtschafterin die Tür. „Der Schreiber ist da aus dem Rentamt, wegen der Holzrechnung!“ sagte sie.

Ungeduldig erhob sich der Förster, den Eintretenden zu begrüßen. Wie gewöhnlich erfaßte ihn ein heftiger Widerwille, als er die feuchte und knochige Hand des buckligen Schreibers berührte. „Was fällt Ihnen denn ein, heute schon wegen der Holzrechnungen zu kommen,“ herrschte er ihn an; „ich bin noch nicht fertig damit, habe sie noch nicht ins Reine geschrieben!“

„Ach mein Gott, lieber Herr Förster, wenn's

nicht ist, so ist's eben nicht," erwiderte der Schreiber. „Ich kann weiter nichts dafür."

„Schon gut," brummte der Förster — „ist's gefällig," und damit schob er ihm eine Kubazigarre zu. Der Bucklige lehnte ab . . . „zu heiß," stöhnte er.

„Also vielleicht ein Glas Bier?"

„Nun, das wäre zu überlegen," meinte der Schreiber, „Durst ist da!"

Pribik stand auf, öffnete die Tür und rief seine Befehle in den Gang hinaus. Dann setzte er sich dem Schreiber gegenüber in den Sorgenstuhl. „Was gibt's Neues? Sie sind ja die Post von Jaromiritz," bemerkte er.

Jaromiritz war zugleich der Name der Herrschaft, auf der sich die Försterei Pribiks befand, und der des Städtchens, wo die ganze Zentralleitung des Besitzes untergebracht war.

„Neues — was soll's Neues geben — vorigen Sonntag ist die Julka Krepcowa mit drei goldenen Dukaten an einem schwarzen Halsband in die Kirche gekommen, und die Jugend von Jaromiritz zerbricht sich den Kopf darüber, wo sie die Dukaten her hat."

„Hm! und Sie . . . Sie zerbrechen sich wohl auch den Kopf darüber!" fragte der Förster, ihn scharf anblinzelnd, trocken.

Der Bucklige sah ihm voll in die Augen und streichelte seinen spärlichen roten Schnurrbart. „Nein,“ erwiderte er, „ich zerbreche mir nicht weiter den Kopf, aber immerhin frage ich mich, wem’s denn einfallen kann, der dicken Julka Dukaten zu schenken. Hm! Wenn’s noch so eine Schönheit wie die Stasa wär!“

„Wie wer?“ unterbrach ihn der Förster.

„Die Stasa Bejlkowa.“ Der Schreiber sah scharf spähend nach Pribik hin.

„Was soll’s mit der?“ fragte dieser heiser.

„Nichts, gar nichts. Ich bemerke nur, daß sie hübsch ist.“ Der Schreiber rieb sich langsam die langen, knochigen Hände. „Schade, daß sie einen Schatz hat,“ fügte er nach einer Weile halblaut hinzu.

„Einen Schatz? Wie käme die wohl zu einem Schatz — ist ja ein Kind,“ entgegnete ärgerlich Pribik.

„Nichtsdestoweniger hat sie einen!“ versicherte der Schreiber, „schon seit zwei Jahren. Verzeihung, Herr Förster, ich hatte wirklich gar keine Ahnung, daß ich Ihnen damit ans Herz greife — aber das braucht Sie weiter nicht zu bekümmern. Er ist bei den Soldaten, kommt erst übers Jahr, d. h. wenn ihm nicht am Ende das dritte Jahr erlassen wird, und indessen — he, he, Sie wissen’s ja, wie

die Mädel sind; — indessen kann sie immerhin mit mehr oder weniger goldenen Dukaten in die Kirche gehen!"

„Lumpenkerl — elender — wer gibt Ihnen das Recht, das arme Mädel zu verunglimpfen!" donnerte der Förster und schlug dabei mit der Hand auf den Tisch, daß die Fensterscheiben klirrten.

„Tut mir leid, daß Sie's verdrießt, ich wußte nicht, daß Sie die Stasa durchaus für eine Tugendboldin halten wollten. Mein Gott, die Stasa ... man kann's ihr wirklich nicht verargen, wenn sie zugreift, wo zuzugreifen ist — sie denkt, kann's brauchen für meine neue Wirtschaft, — bitte Sie, Herr Förster, die Mädel sind ja alle so, jede hat nur Angst davor, ertappt zu werden. Aber so schlau wie die Stasa ist keine — so schlau und verliebt zugleich, wie eine Katze, eine rechte Katze. Heute hat sie mich wahrhaftig ganz und gar mit ihrer Klugheit überrascht, den Atem hat sie mir benommen, das muß ich sagen!"

Der Förster saß da, schwerfällig, den Ellbogen auf dem Tisch, den Kopf in der Hand. Im ersten Augenblick war er gegen die Anspielungen des Schreibers aufgefahren, jetzt wehrte er sich nicht mehr. Seine vielfachen Erfahrungen, seine zynische Lebensauffassung, die sehr geringe Achtung, die er für das menschliche Geschlecht und be-

sonders für den weiblichen Teil desselben hegte, machten ihn der Verleumdung leicht zugänglich. Noch obendrein klang ja alles, was der Schreiber vorbrachte, so unanfechtbar glaubwürdig. So ging es wirklich zu im Leben, der Förster wußte, daß es so zuging; warum hatte er denn in der armen Stasa eine Ausnahme sehen wollen? Sein Anfall von Idealismus kam ihm mit einem Male ungeheuer lächerlich vor.

Nach einer längeren Pause begann er endlich. „Na, und womit hat der Fratz Sie denn so sehr überrascht — was für besondere Beweise von Schlauheit hat er gegeben?“

Der Schreiber hielt sich das Glas an den Mund, wischte sich mit dem Rücken der Hand das Bier von dem Schnurrbart, starrte dem Förster erst eine Weile gerade in die Augen, wobei er widerwärtig und vielsagend lächelte, dann begann er: „Ich habe zufällig zugeschaut, wie Sie mit der Kleinen scharmuzierten — na und dann . . . wie ich sie deshalb neckte, erwidert sie mir — na imponiert hat mir der kleine Balg, das muß ich sagen! ‚Ihr glaubt wohl, 's ist zu meinem Pläsier, daß ich mich von dem‘ — der Herr Förster hat's ja wissen wollen — ‚von dem alten Bären küssen laß . . . wird mir sauer genug. Aber ich muß ja doch schaun, daß ich mich bei ihm ein-

schmeichle, damit ich eine ordentliche Hegerei herausbekomme für den Jenik, bis er zurückkehrt vom Militär! Dafür läßt man sich schon etwas gefallen!'"

Als der Bucklige gegangen war, hatte der Förster vor sich hingelacht, laut und hart, daß man es kaum hätte von dem Schluchzen unterscheiden können, das er nach dem Tode seiner Mutter ausgestoßen. Nur klang sein Lachen heute noch schmerzlicher als damals das Schluchzen geklungen hatte. Ihm war auch ärger zu Mute als nach dem Tode der Mutter; wie einem immer ärger zu Mute ist, wenn man über etwas Trauriges lacht als wenn man darüber weint. Was war denn geschehen? Er hatte nichts verloren, es war ihm niemand gestorben. Nein, aber zugrunde gegangen war etwas in ihm. Das kleine, ängstliche Flämmchen eines neu emporstrebenden Idealismus war plötzlich ausgelöscht. Eine Handvoll Kot, die ein boshafter Krüppel darauf geworfen, hatte genügt, es zu ersticken. So saß er da, starr, brütend. Manchmal heftete er die Augen auf das Bild, das ihm gegenüber an der Wand hing; das Gesicht der Glücksgöttin lächelte ihm zu, schlau, verheißungsvoll und etwas spöttisch, ihr Körper leuchtete wie Alabaster.

Er schimmerte noch weißlich, als bereits alles Übrige an dem Bild von der Dämmerung verwischt war.

In der Kammer neben der Stube, in der ihre Eltern schliefen, lag Stasa in ihrem schmalen, harten Bettchen. Die Kammer war sehr klein, die Einrichtung dürftig, aber doch freundlich. An den weißgetünchten Wänden hingen Heiligenbilder, und auf dem Fenstersims stand eine Reihe von Blumentöpfen mit Geranien und Reseden.

Stasa dachte an ihren Schatz sehnsüchtig und ängstlich. Der Auftritt mit dem Buckligen hatte sie verstimmt.

Sie konnte nicht schlafen; ihre Glieder brannten vor Unruhe, und der Kopf tat ihr weh. Sie hatte sich fest vorgenommen, der Mutter die ganze Geschichte zu erzählen, von den Zudringlichkeiten des Försters angefangen bis zu der rachsüchtigen Drohung des Krüppels. Aber schließlich hatte sie das doch nicht über sich gewinnen können. Erstens hatte sie gefürchtet, der armen, kränklichen, zärtlichen Mutter Sorgen zu machen, und dann fühlte sie, daß bei der Sache etwas nicht in Ordnung war — etwas, das sie beklemmte, sie hätte nicht zu sagen gewußt was, denn sie hatte ja wirklich

nichts Schlechtes getan. Aber es verdroß sie jetzt sehr, daß sie sich den Ermahnungen ihres Vaters gefügt. Viel besser wäre es gewesen, wenn sie fortgefahren hätte, den Förster schroff abzuwehren, dann würde er sich das nicht erlaubt haben. Ach, wer weiß, ihm war alles zuzutrauen — und wenn sich die Mädchen auch nicht öffentlich über ihn beschwerten, weil es keine mit ihm verderben wollte, so klagten sie doch untereinander über allerhand, und so einsam und abseits Stasa auch mit ihren Eltern lebte in der mit schwarzen Holzbalken verkleideten Hütte neben dem Holunderbusch an der Wiese, so war ihr doch mancherlei davon zu Ohren gekommen.

Die Stelle an dem Nacken, wo er sie geküßt hatte, brannte widerwärtig; sie konnte nicht aufhören, daran herumzureiben.

Ach, diese Hitze in den Gliedern, der schwüle Druck auf der Brust! Es war nicht zum Aushalten, und dazu der Schmerz, der ihr die Schläfen zusammenschraubte. Sie bekam immer Kopfschmerzen vom Weinen, und heute hatte sie so viel geweint, ganz heimlich, damit es die Mutter nicht sehen sollte.

Wie unbehaglich ihr doch alles schien! Das Kopfkissen war hart wie Stein, und die Decke drückte wie Blei. Nur ein wenig frische Luft.

Sie sprang aus dem Bett, trat an das kleine, viereckige Fenster, das aus ihrer Kammer in das Gärtchen hinaussah und über das Gärtchen in die Wiesen bis zum Wald.

Der Mond stand voll am Himmel, seine Scheibe glänzte wie bläuliches, blankes Silber. Gegen Abend war ein Gewitter niedergegangen, aber jetzt hatten sich die Wolken zerteilt. In schweren, schwarzen Massen hoben sich die Bäume ab von einer weißlich flimmernden Helligkeit. Die Luft war feucht. Über dem Boden zog sich, in phantastischen Figuren auf- und niederwallend, weißlich durchsichtiger Nebel.

Wie süß die Luft draußen duftete! Eine unabweisbare Sehnsucht überkam sie. Das einzige, was ihr Linderung verschaffte, wenn ihr Kopf schmerzte, war unterzutauchen in den kühlen Wassern des Baches, der durch den Wald floß. Es gab eine Stelle, wo das Erlengebüsch dicht war, dort fühlte sie sich ganz sicher und unbelauscht und hatte manchmal gegen Abend oder auch in der Nacht, wenn der Mond schien, dort gebadet. Im vorigen Sommer beinahe jede Nacht. Ach, es war zu schön gewesen, so in dem kühlen, silbernen Wasser unterzutauchen, während der Mondschein die Vergißmeinnicht an den Ufern küßte. Aber dies Jahr war sie noch nie draußen gewesen in der Nacht,

nein, nicht ein einziges Mal; die Mutter hatte es ihr verboten.

Sie stand noch immer am Fenster und blickte hinaus. Die ganze Erde war in silberne Schleier eingehüllt, durch die sich bunt schillernde Bänder zogen; und eine Stille — nur in den Bäumen ein leises Rauschen, als seufzten sie vor Wonne unter den Liebkosungen der Nacht.

So stand sie lange.

Da, durch das Schweigen, durch das Rauschen hindurch klang etwas Leises. Etwas wie ein Kichern, wie ein Locken, ein Rufen. Es faßte sie am Herzen. Es war der Bach, der sie rief.

Sie dachte an das Verbot der Mutter, an ihre Warnung. Aber sie war ja so oft draußen gewesen in der Nacht, in früheren Sommern, und nie einer Menschenseele begegnet.

Im Stübchen drinnen war's dumpf und eng, draußen war's schön und frei. Im Stübchen war's heiß, und der Bach war so kühl!

Fast um dieselbe Zeit hatte sich der Förster ins Wirtshaus begeben.

Er hätte sich gern mit einer Spielpartie zerstreut. Aber von seinen üblichen Genossen war zufällig keiner anwesend, die Schenke überhaupt leer,

bis auf ein paar Fuhrleute in einer Ecke, und denen mochte er sich schließlich doch nicht zugesellen. So setzte er sich einfach an seinen Stammtisch und ließ sich eine Flasche Rotwein bringen. Die erwartete Wirkung blieb aus. Er mußte zu stärkeren Mitteln greifen, bestellte eine Flasche Rum und schüttete ein Gläschen nach dem andern hinunter. Das tat wohl! Er fühlte sich wieder ganz heiter und guter Dinge.

„Warum habe ich mir denn eigentlich die Haare gerauft?“ fragte er sich, „weil die kleine Kröte so ist wie alle andern! Weil man nur die Hand auszustrecken braucht nach ihr. Wart, wenn ich dich nur einmal wieder ertapp, beim Erdbeerensammeln oder sonst wo im Wald — dann sollst du sehen, du Katze“. Wieder lachte er. Aber es klang nicht mehr schauerlich, sondern gemein, nicht mehr wie das Bellen eines Raubtieres, sondern einfach wie das Lachen eines betrunkenen Menschen. Er griff noch einmal nach der Flasche, sein Lebensmut stieg mit jedem Schluck. Die Verzweiflung war weit. Nur eine Unruhe fühlte er noch in sich, wie nach einem plötzlichen Aufbruch, einer unerwarteten Schicksalsänderung.

Als die Rumflasche leer war, erhob er sich, warf eine Münze auf den Tisch und wies den Wirt, der ihm das Kleingeld herausgeben wollte,

mit einer großsprecherischen Gebärde ab. Dann begab er sich hinaus. Draußen auf dem Ortsried streckte er die Arme aus, wölbte die Brust und atmete tief. Er hatte den Eindruck, als ob er plötzlich gewachsen sei; auch seine Kräfte waren gewachsen, er hätte eine der umliegenden Hütten aus der Erde herausreißen und auf seine Schultern laden mögen.

Rings um den weiten, freien Platz streckte sich das Dorf aus. Nun lag es da im Vollmondlicht. Die getünchten Wände leuchteten weißer, die Strohdächer dunkelten schwärzer als bei Tag; hier und da schimmerte ein Fleckchen Moos grünlich auf dem Dachfirst. Dunkel und doch durchsichtig, wie aus dichten Schatten zusammengewoben, ragten die alten Linden um die drei verwitterten Steinkreuze inmitten des Ortrieds auf: Jesus zwischen den zwei Schächern. Das traurige, geduldige Gesicht des Heilands unter der tief hineingedrückten Dornenkrone schien sich zu einer schauerlichen Wirklichkeit zu beleben. Ein kaltes Zittern lief dem Förster durch die heißen Glieder; aber nein — er wollte an nichts Trauriges denken, nicht an den Tod, nicht an den Schmerz — nein, nur an das Leben, die Freude, die Liebe, die erreichbare, ganz gewöhnliche, irdische Liebe.

Die Nacht war dazu wie geschaffen, eine von

den duftgesättigten Sommernächten, in denen die Mädchenherzen stärker schlagen und die Lippen röter glühen. Es war sehr schwül. Eine oder die andre mochte wohl das Fenster ihres Kämmerleins offen gelassen haben.

Eine oder die andre . . . Er sehnte sich nur nach der einen. Mit langen Schritten, halb springend und doch vorsichtig leise, wie auf der Pirsch, schlich er sich an die Hütte hinter dem Hohlweg am Wiesenrand. Ihr Fenster stand offen. Über die niedrige Fensterbrüstung hinüber blickte er in das Kämmerchen. Still, friedlich, ein breiter Streifen Mondlicht auf der Diele, im übrigen alles schattenhaft.

Er stützte seine beiden Hände auf die Brüstung, streckte den Kopf weiter vor — dort an der Wand unter zwei gekreuzten Büscheln von geweihten Weidenkätzchen hing in einem einfachen, schwarzen Rahmen ein altes Muttergottesbild — darunter befand sich ihr Bettchen.

Seine Augen hatten sich an die Dämmerung gewöhnt; echte Jägeraugen zerteilten sie, nachdem der erste Moment der Verwirrung vorüber war, die Schatten mit der siegreichen Schärfe von Falkenaugen.

Was war das? Wie ein sausender Sturmwind fuhr's ihm durch die Nerven. Das Bettchen

war leer. Die Blumentöpfe waren alle nach einer Seite zusammengeschoben. Offenbar war Stasa hinter dem Rücken der Eltern zum Fenster hinausgeschlüpft — zu welchem Zweck? Wozu fragte er noch! Es gab nur einen Zweck. Er sprang ins Freie. Sein ganzes Sein war nur noch Bitterkeit, Haß, Eifersucht. Er schritt über die Wiesen hin. In kaum erkennbarem Grün breiteten sie sich unter den langsam schleichenden, feuchten Dünsten. Eine weiße Figur schien aus den wallenden Nebeln aufzusteigen — und ihr Gesicht lächelte spöttisch und verheißungsvoll zugleich. Er eilte vorwärts, ihr nach, aber wenn er sie festhalten wollte, zerfloß sie.

In malerischen Windungen zog sich der Bach durch das verwischte Grün der Wiese. Fast ohne zu wissen, was er tat, schritt er an seinen Ufern entlang, in den Wald hinein. Der Wald war nicht dicht hier, aber von ganz besonders wilder Schönheit. Mächtige alte Kiefern mit ungeheuerlich verkrümmten Ästen ragten neben weißschimmernden, gespenstisch flüsternden Birken und den sich hier überall ausbreitenden Linden. Die bleichen Nebel umhüllten die Füße der Bäume, breite Silberscheiben brachen sich Bahn zwischen den Kronen und zerflimmerten auf dem noch vom Regen nassen Farnkraut. Das Bächlein dehnte und streckte

sich im Mondlicht bald glatt wie Glas, dann wieder in launenhaft schäumenden Wirbeln. Die Waldbäume standen etwas abseits. Es bildete sich eine Lichtung um das Wasser herum, nur ein paar Erlenbüsche, in unregelmäßigen Entfernungen voneinander abstehend, umschatteten die Ufer, einige ganz niedrig, andre etwas höher. Dort, wo der Bach seicht war, breitete sich ein Netz von Wasserpflanzen mit sehnsüchtig geöffneten Blütenkelchen, die bei Tag weiß, lila, gelb oder rosig, jetzt alle dieselbe bleiche Farbe zeigten.

In den Erlen flüsterte es, das Wasser plätscherte. Unsichtbar, im Schatten versteckt, schluchzte eine Nachtigall, eine Waldtaube girrte im Schlaf. Schwermütig sank der Lindenduft aus den schwarzen Bäumen. Da — . . . war's ein Spuk? Hinter dem Busch trat's hervor — etwas Schlankes, Schimmerndes — die Gestalt, die dem Glücksjäger voranschwebt! Das Mondlicht umfloß liebkosend ihre weißen Glieder, es küßte ihr blondes Haar. Sie streckte ein Füßchen vor und trat zwischen die Wasserrosen ans Ufer . . . Stasa! Ehe sie sich dessen versah, hielt er sie in den Armen. Sie schrie ein-, zweimal mit versagender Stimme — — aus dem Schlaf wachgeschreckt, kreischten die Vögel. Sonst antwortete nichts.

Um weniges später kam der buckelige Schreiber die Straße entlang, die von Jaromiritz nach Bolechow durch den Wald führt. Er wohnte bei seiner alten Mutter in Bolechow und ging jeden Tag nach Jaromiritz, wo er beim fürstlichen Rentamt angestellt war; heute hatte man ihn einer bevorstehenden Inspektion des Zentraldirektors halber bis tief in den Abend festgehalten, und da er furchtsam war, hatte er sich auf seinem einsamen Heimweg von einem Arbeiter begleiten lassen.

Er fuhr ängstlich zusammen, als er plötzlich eine mächtige Männergestalt aus dem Innern des Waldes auf die Straße treten sah. Gleich darauf beruhigte er sich. Es war der Förster Pribik, der, den Rockkragen hinaufgeschlagen, die Mütze tief in die Stirne gedrückt, in der Richtung der Försterei hin schritt. Er ging hastig, den Kopf vorgebeugt, ohne sich nach rechts oder links umzusehen, an dem Schreiber vorüber, den er ebensowenig als seinen Begleiter zu bemerken schien.

„Was der nur so spät im Wald gesucht haben mag,“ wandte sich der Schreiber an den Arbeiter.

„Na, ein Förster hat doch zu jeder Stunde im Walde zu tun,“ entgegnete der Arbeiter. Aber er lächelte zweideutig.

„Hm! ich weiß nicht warum, aber mir hätt's

fast den Anschein, als kehre er von irgend einem recht anmutigen Abenteuer zurück," meinte der Schreiber. „Kommt nur, wollen sehn!" und damit packte er seinen Begleiter am Handgelenk und schlich mit ihm, von der Straße abbiegend, in den Wald hinein nach der Richtung, aus welcher der Förster gekommen war. Er sah nichts Verfängliches.

„Den ganzen Wald können wir nicht durchstöbern, Herr Jelinek," erlaubte sich der Arbeiter einzuwenden, und mit einem Achselzucken fügte er hinzu: „Was gehen uns schließlich die leichtsinnigen Streiche des Herrn Försters an!"

Plötzlich blieb er stehen — lachte und streckte die Hand nach der vom Mond voll beschienenen Lichtung, die sich jetzt zwischen den Bäumen auftat. „Schauen Sie dorthin, Herr Jelinek," flüsterte er.

Dort unter einem Erlenbusch, hastig damit beschäftigt, ihr Jäckchen über die bloße Schulter zu streifen, kauerte die Stasa.

Den nächsten Tag trug der Förster seinen Hals bis an die Ohren in ein seidenes Tuch eingewickelt, obwohl es sehr heiß war. Er gab vor, starke Halsschmerzen zu haben, und verließ den ganzen Tag das Haus nicht. Die Wirtschafterin

stellte fest, daß er keinen Appetit habe, daß er schlecht aussehe, daß ihn von Zeit zu Zeit fröstele; außerdem bemerkte sie, als das Tuch sich verschob, eigentümliche Schrammen an seinem Hals, als ob er von scharfen Nägeln zerkratzt worden wäre.

Sie bildete sich ein, er sei mit dem Gatten oder Bräutigam einer seiner Favoritinnen handgemein geworden. Und in dieser Einbildung befangen, ging sie ruhig ihren vielfachen nützlichen, häuslichen Beschäftigungen nach und horchte nur von Zeit zu Zeit auf den Schritt des Försters, der in seinem Zimmer rastlos über die Diele knirschte.

Unruhe, Angst und Reue verzehrten Pribik, aber die Unruhe und Angst waren größer als die Reue. Die allergemeinste, gewöhnlichste Angst — Angst vor dem Zuchthaus, Angst um seine bürgerliche Existenz. Er gestand sich das selbst mit der brutalen Aufrichtigkeit, die ihm eigentümlich war. Ja, er hatte Angst vor dem Zuchthaus. Im übrigen war er fest entschlossen, es dazu nicht kommen zu lassen. Wenn die Gefahr ihm nahe rückte, würde er sich das Leben nehmen. Er lud seinen Revolver und legte ihn neben sich auf den Tisch; dann setzte er sich in den alten Sorgenstuhl und wartete.

Stunde um Stunde verging. Es geschah nichts, was seine Angst gerechtfertigt hätte.

Gegen Abend meldete ihm die Wirtschafterin, daß der Maurer Bejlek gekommen sei und ihn dringend zu sprechen wünsche. Unwillkürlich griff er nach seinem Revolver, aber sein mit großer Schlauheit gepaarter nüchterner Verstand beruhigte ihn sofort. Wenn der Maurer zu ihm kam, anstatt ihn sofort dem Gericht anzuzeigen, so hieß es soviel, als daß er es auf einen einfachen Erpressungsversuch abgesehen hatte. In dem Falle blieb ja die Sache immerhin unangenehm, aber sie ließ sich beilegen. Er kannte den Maurer, der ein außerordentlicher geschickter und, wenn es darauf ankam, fleißiger Arbeiter war, im übrigen ein Trunkenbold, der am Sonntag vertat, was er in der Woche verdient hatte, ein Liederjan, der sein kränkliches Weib vernachlässigte und es mit einer Witwe hielt, die hauptsächlich von Kartenschlagen und Viehbesprechen lebte.

Der Maurer war ihm sonst widerlich gewesen, heute fühlte er sich ihm fast brüderlich geneigt; es war ihm angenehm, daß er es in diesem Fall mit einem Lumpen zu tun hatte. Und wenn er verlangte, daß er die Stasa zur Frau nehmen solle! Sei's drum — dazu war er bereit, obwohl er eine Furcht davor empfand, dem Mädchen je wieder zu begegnen.

Die Wünsche des Maurers gingen nicht so weit. Kaum daß er, die vertragene Mütze an der

Hosennaht, vor den Förster hintrat und sein verlegenes „Küß untertänig die Hand“ herausgestammelt hatte, merkte der Förster, daß der Mann von nichts wisse. Er war nur gekommen, den Herrn zu bitten, ihm weiterhin die Weide an gewissen Straßengräben und an den Abhängen des Hohlweges zu gönnen, außerdem die Verlängerung der Pacht von ein paar Grundstücken.

Der Förster zeigte sich sehr gnädig. Ganz aus eigenem Antriebe bemerkte er noch zum Schluß: „Und meldet Euch zu rechter Zeit um das trockne Laub im Herbst zum Streuen im Stall.“ Dann, als der Maurer bereits im Hinausgehen war, fügte er hinzu: „Aber daß ich nicht wieder etwas Schlimmes von Euch höre, keine Raufereien in der Schenke, das sag ich Euch, und auch zu Hause könntet Ihr es etwas genauer nehmen!“ Der Maurer neigte den Kopf zum Zeichen, daß er diese Ermahnungen zu beherzigen gedächte; aber er lächelte ein wenig, ganz flüchtig und heimlich freilich, doch Pribik merkte es, und es war ihm, als ob plötzlich jemand inmitten einer angenehm beschwichtigenden Dunkelheit ein Streichholz angezündet hätte.

„Hm, gewiß denkt sich der Kerl, wie kommt denn der Förster dazu, zu moralisieren — und hol mich der Teufel, wie komme ich eigentlich dazu?“

Ehe er noch mit seinen Betrachtungen fertig geworden war, hatte der Maurer das Zimmer verlassen.

Dem Förster war's, als ob sich ihm ein Stein vom Herzen gewälzt hätte. Nein, es würde nichts herauskommen — sie hatte ihn nicht verraten, sagte er sich. Aber wieso kam es, daß sie ihn nicht verraten hatte? Ein letztes Mal versuchte seine Eitelkeit sich zu regen und schmeichelhafte Gründe aus Stasas Verschwiegenheit herauszuwittern. Vielleicht hatte sie ihn schonen wollen . . . vielleicht. Aber ihr Mienenspiel, ihre heftige Abwehr waren zu deutlich gewesen, als daß er an dem Abscheu, den er ihr einflößte, hätte zweifeln können.

Nun . . . also. Wenn sie es nicht getan, um ihn zu schonen, warum hatte sie geschwiegen? Weil . . . konnte es sein — weil sie sich schämte — einfach deshalb. Armes Ding!

Der Förster stemmte beide Ellbogen auf den Tisch und versteckte sein Gesicht mit den Händen.

Nach zweijähriger Dienstzeit beurlaubt, kehrte Jenik Marinsky nach Bolechow zurück, mit ihm noch drei Kameraden, die freilich ihre drei Jahre hatten ausdienen müssen. Das Dorf war in Aufregung; jung und alt zogen den Heimkehrenden

entgegen. Nur Stasa rührte sich nicht von Hof und Haus. Die Mutter, die um ihre Liebschaft wußte, wunderte sich über diese Zurückhaltung. „Wenn du spazieren gehen willst, Stasinko, so kannst du gehen," versicherte sie, und dabei fuhr sie der Tochter mit ihrer warmen, leichten Hand sanft über die Schulter. Aber anstatt ihr erst um den Hals zu fallen und dann auf die Straße hinauszufliegen, wie's die Mutter wohl erwartet haben mochte, senkte Stasa nur den Kopf. Sie wurde auch nicht rot, sondern totenblaß, und plötzlich, unter ihren gesenkten Augenlidern, rollten zwei große Tränen hervor. Dann machte sie sich an die Arbeit, an irgend eine — im Stall, auf dem Hof, und zuletzt begab sie sich in das Gärtchen, in dem der seltsame alte Holunder vereinsamt zwischen den Zwetschenbäumen stand. Sie fing an zu singen, überlaut, wie die Kinder singen im Dunkeln, wenn sie sich vor Gespenstern fürchten. Die Mutter hörte sie und erschrak. Die Stimme des Mädchens tat ihr weh. Was war aus dem einschmeichelnd zwitschernden Wohllaut geworden, mit dem die Kleine sonst die Waldvöglein zu sich heranzulocken pflegte?

Jetzt war sie verstummt, plötzlich nach einem hohen Ton, den sie ausgedehnt hatte wie einen Angstschrei. Was sie nur haben konnte? Schon

seit einiger Zeit hatte die Mutter eine Veränderung an ihr bemerkt, aber herauszubringen war aus ihr nichts. Je inniger, eindringlicher die Mutter fragte, um so hartnäckiger behauptete Stasa, ihr fehle nichts; und wenn man sie zu oft fragte, wurde sie unartig und böse.

Die Mutter seufzte. Sonst hatte sie ihre Sorgen mit dem Gedanken beschwichtigt, daß Stasa sich nach ihrem Liebsten sehne, aber heute reichte Trost nicht aus.

Die Schatten der Zwetschenbäume wurden bereits länger auf dem ungepflegten, von blauen Wegewarten durchblühten Rasen. Nach dem Stand der Sonne wußte Stasa, daß die Urlauber bald vorüberkommen mußten. Und richtig, da hörte sie auch schon die Trompeten schmettern, mit denen sie heimgeleitet wurden. An allen Gliedern zitternd, blieb sie stehen. Immer lauter gellten die Trompeten, näher, näher. Erst hörte man nur den Rhythmus, dann die Melodie eines flotten Marsches. Durch die Erde ging's wie ein starker Pulsschlag, der ganze Hohlweg war voll aufgewirbelten Staubes, dazwischen erblickte man den gelben Metallglanz der Trompeten, näher, näher — ein Schwarm von lustig jauchzenden, jungen Menschen, Brüder und

Schwestern, Freunde und Freundinnen der Heimgekehrten — alle den Soldaten zu Ehren im Takt hinschreitend, grüne Zweige schwenkend — näher, näher . . . Hastig sprang Stasa hinter den Holunderbaum und warf sich mit dem Gesichte ins Gras.

Die Musik hatte abgesetzt, man hörte nur noch den im Takt weiterstampfenden Schritt der jungen Menge und, darüber hinschwebend, eine Wolke von Lachen und Plaudern und vergnügtem Schreien. Jetzt waren sie vorbei — alles still — Stasa richtete sich auf.

Vorüber — alle waren sie vorüber. Sie hatte gedacht, er würde aus den Reihen der andern treten, sich bei ihr aufhalten. Sie hatte es gefürchtet, sie hatte es gehofft, aber nein; er war vorübergegangen mit den andern.

Sie blieb sitzen unter dem Holunderbaum, beide Handflächen auf den Rasen gestützt.

Die Dämmerung fing bereits an zu sinken. Es wurde kühl. Das saftlose Laub an den Bäumen zitterte. Ein paar trockene Blätter fielen knisternd ins Gras. Da hörte sie ihren Namen rufen: „Stasa, Stasa!“

„Ach!“

„Stasa!“ noch einmal; sie wußte, wer's war, der so rief. Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Jetzt hatte er sich über die niedrige, aus Geröll

und Gestrüpp zusammengefügte Mauer geschwungen, die das Gärtchen umfaßte. Er hielt sie in den Armen. Eine wundersam belebende Wärme durchzog sie. Er hatte sie fragen wollen, ob sie ihn nicht mehr liebe, aber ehe seine Lippen noch die Worte geformt, hatte die Art, wie ihr schlanker Körper seine Berührung erwiderte, die Frage beantwortet. Ihre Arme schlangen sich um seinen Hals, ihr Köpfchen ruhte auf seiner Schulter. Und dabei war ihr zumute, als stünde die Sonne wieder hoch am Himmel, als hätte die traurige, in der Dämmerung verblaßte Landschaft von neuem ihre Farben erhalten.

„Du böse Stasa — warum bist du uns nicht entgegengekommen?“ fragte er.

„Weil ich nicht euch, sondern nur dich sehen wollte — und ganz allein!“ murmelte sie, und dabei schmiegte sie ihr Köpfchen noch enger an seine Schulter und seinen Hals.

„O du Süße, Traute, mein Täubchen du, wie lang waren die Jahre ohne dich! Wie ein langer Winter — und jetzt, wo ich dich in den Armen halte, ist mir's, als wär's plötzlich Frühling geworden mitten im Herbst!“

Sie lachte zärtlich, einer girrenden Waldtaube gleich, in seine Schulter hinein. „Wie seltsam, gerade dasselbe Gefühl hatte ich,“ antwortete sie.

„O du.“ Er küßte sie auf die Haare, auf den Hals, auf die Ohren und Augen, zuletzt auf den Mund, und seine Küsse wurden immer länger und heißer. Es war ihnen beiden, als hülle ein Sonnenstrahl sie ein, ein Sonnenstrahl, in dem sie sozusagen ineinanderschmolzen. „Willst du nicht zum Mütterchen,“ flüsterte sie glückbeklommen, „sie weiß ja, daß wir uns lieb haben, und freut sich so auf dich“.

„Gleich, gleich . . . nur ein Augenblickchen noch; es ist so wundersam hier draußen, ganz allein mit dir und dem lieben Gott; und ich habe dich so lang entbehrt. Wie schön du bist — bist noch viel schöner geworden!“ rief er, „aber so bleich!“

„Das macht die Dämmerung,“ stammelte sie.

„Und deine Augen . . . deine lieben Augen, wie glänzen sie so seltsam, als ob das Fieber in ihnen glühte!“

„Die Sehnsucht nach dir war das Fieber!“

„Und deine Augenlider sind geschwollen, als ob du viele, viele Tränen vergossen hättest!“

Sie aber senkte die schweren, dichtbewimperten Lider über ihre heiß glänzenden Augen. „Was hätte ich andres tun sollen als weinen, solange du fern bliebst,“ murmelte sie.

Er konnte sie nur küssen, immer wieder küssen, und die Dämmerung wurde dichter. Eine große

Wehmut breitete sich über die Welt. Aus dem faulenden Laub am Boden stieg ein weicher, süßer Veilchenduft. Die sterbende Erde träumte vom Frühling. „Komm . . . komm nach Haus,“ murmelte Stasa. Sie gingen.

Zwei Tage waren vergangen seit seiner Heimkehr.

Er hatte sein Bräutchen an diesem Abend früher verlassen müssen als sonst. Seine drei Regimentskameraden hatten sich nämlich mit ihm verabredet zu einem bescheidenen Abschiedsfest, einem Abendessen in der Schenke. Mit hellen Augen trat er in die große, saubere Wirtsstube. Es war immer sauber beim Krisanek. Die Wände leuchteten blauweiß, und die Dielen waren frisch gewaschen, sie rochen sogar noch feucht. An der Hauptwand hingen die Bilder der beiden Majestäten in Farbendruck, sonst wiesen die Wände keinerlei Schmuck auf. An dem braunen Gebälk der Decke summten die Herbstfliegen so laut, daß es wie Sensengedängel klang, und das Basilikum in den Fenstern duftete stark. Die alten Eichentische waren ganz besetzt, es war Markttag gewesen, und die große, niedrige Wirtsstube bot infolgedessen ein farbiges, fesselndes Bild. In Bolechow selbst war die Nationaltracht nicht

mehr üblich, aber der Ort lag zwischen lauter Dörfern, deren Einwohner sich ganz und gar hanakisch kleideten; man sah Männer in enganliegenden Hosen aus weißem Filz und mit Pelz verbrämten Lederjacken, die mit eigentümlich naiv stilisierten Tulipanen und Nelken bestickt waren. Die Krempen ihrer kleinen, flachen Hüte waren aufgeschlagen, einige davon vielfach mit Federn besteckt — einer Art Trophäen, Zeugnissen für besondere Kühnheit und Körperkraft: wer aus den in diesem Landstrich noch üblichen Ringkämpfen siegreich hervorgegangen, erhielt jedesmal das Recht, sein Hütchen mit einer neuen Feder zu schmücken. Die Mädchen trugen hohe, bis an die Knie reichende Stiefel, enggefaltete, kurze Röckchen, Mieder, mit schwarzer Seide und Gold dicht bestickt, und darunter bauschige Hemden mit sehr weiten, offenen Ärmeln. Die Nationaltracht stand ihnen gut zu Gesicht. Um einen der Tische herum saß eine zahlreiche Gruppe solcher malerischer Barbaren. Einer von ihnen spielte die Zither, ein Mädchen sang dazu, eigentümliche, zwischen Wehmut und Schelmerei schwankende Worte, die sich auf einer weichen, eintönigen Melodie wiegten. Nach jeder Strophe fielen die Umsitzenden im Chor ein. Dann erhob sich ein Paar und begann zu tanzen, mit kleinen, stilvollen, altmodischen, ja manchesmal geradezu kindischen Ge-

bärden. Der Bursche und das Mädchen hüpften aufeinander zu und dann wieder voneinander weg; nur sehr selten berührten sie einander flüchtig mit spitzigen, begehrlichen und behutsamen Fingern. Die vertraulichen Umschlingungen der westeuropäischen Rundtänze wären ihnen als etwas ganz und gar Unstatthaftes, ja geradezu Sündhaftes erschienen. An einem andren Tische saßen ein paar Fuhrleute mit blauen Überhemden und bis in den halben Schenkel hinauf aus ihren Stiefelschäften heraus-ragenden, bunten, gestreiften Strümpfen. Einer von ihnen war gänzlich betrunken und störte die Hanaken dadurch, daß er, so oft der Chor einsetzte, einen abscheulich falschen Jauchzer ausstieß. Knapp daneben saßen ein Mann und eine Frau, die bei einem Viertel sauren Landweines und zwei Stück gesalzenen Brotes aufmerksam und nüchtern die Einnahmen zusammenzählten, die sie bei dem heu-tigen Jahrmarkt erzielt. Hinter einem gefüllten Bierhumpen, von einer vorgehaltenen Zeitung ver-steckt, hockte etwas abseits der bucklige Schreiber.

Als Jenik eintrat, wurde er laut und herzlich von seinen drei Regimentskameraden begrüßt, die ihm den vierten Platz an einem kleinen Tisch frei-gehalten hatten. Ein jeder von ihnen hatte einen Bierkrug vor sich und offenbar dem Getränk eifrig zugesprochen. Jetzt brachte der Wirt für jeden noch

ein buntbemaltes Schüsselchen und ein Besteck, zweizinkige Gabeln und kurze, spitze Messer. Dann trug er eine gebratene Gans auf.

„Wie kann man die Menschen nur so lange warten lassen!“ riefen die Kameraden einstimmig. „Wo hast du dich so verspätet?“

„Hm! wo verspätet man sich wohl?“ fragte er. Er hatte die Augen voll Glück und streckte einem nach dem andern gerührt die Hand hin. „Bei der Liebsten, beim Bräutchen!“

„So, so, beim Bräutchen, wer ist's denn?“ fragte einer der drei. Er hieß Strelez.

„Du weißt's ja,“ rief Jenik, „ihr wißt's ja alle — warum tut ihr denn so, als ob ihr's vergessen hättet? Das hübscheste Mädel im ganzen Dorf, die Stasa Bejlkova, die ist meine Braut!“

„So! Hm! Und wann wird Hochzeit sein?“

„Noch vor dem Advent, Kameraden! Stoßt an auf meine Braut — und dann lassen wir unsern neuen Förster leben!“

Am andren Ende des Saales spielte der hanakische Musikant noch immer die Zither; das Mädchen hatte aufgehört zu singen; ein Bursche sang an ihrer Stelle ein slowakisches Lied, ein Ständchen, die Worte voll verliebter Drohung, die Melodie voll Wollust und Schwermut. — Die Fuhrleute spielten Karten, der eine von ihnen warf

gerade ein sehr schmutziges Aß mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß es klatschte. Um die vier Regimentskameraden war es unheimlich still. Keiner folgte der Aufforderung des Bräutigams, keiner erhob sein Glas, und alle blieben stumm. Einer sah den andern an; dann mit einem Male richteten sich alle drei Augenpaare auf Jenik, alle mit demselben forschenden, verwunderten Ausdruck. Das Schweigen lastete jetzt auf Jenik wie etwas fast Körperliches, so atemhemmend und drückend.

Endlich begann Streletz von neuem — er war der Witzbold des Regiments gewesen und wie alle Witzbolde frech —: „Seit wann hast du dich denn mit dem Förster angefreundet?“ fragte er; „was für einen besonderen Grund hast du, ihn leben zu lassen?“

„Ich bin ihm dankbar!“

„Ach so! Hm, hm. Weshalb denn, wenn man fragen darf?“

„Nun, er hat mich zum Heger auf der Pawlowska ernannt!“

Wieder dasselbe unangenehme Schweigen. Dann plötzlich, von einem der Nebentische, tönte ein höhnisches, heiseres, nach Atem ringendes Gelächter. Jenik sah sich um, das Lachen kam hinter einem Zeitungsblatt hervor. Die Zeitung sank knisternd auf den Tisch, und der Kopf des buckligen Schreibers wurde sichtbar.

Er fuhr fort zu lachen. Sein Lachen war eine Demonstration. Es war ihm darum zu tun, daß es auffalle, bemerkt werde.

„Da soll doch der Blitz in euch alle hineinfahren!“ tobte Jenik. „Was habt ihr zu lachen?“ Und er fuhr kerzengrade empor.

„Warum soll ich nicht lachen, wenn mir etwas spaßhaft vorkommt,“ rief der Schreiber, dabei aber stand er auf und schritt rücklings so weit als irgend tunlich von Jenik weg. Diesen schüttelte der Zorn. „Um was handelt sich's eigentlich?“ schrie er.

Statt aller Antwort kam noch einmal das große Schweigen, noch viel drückender als das erstemal. Es verbreitete sich auch viel weiter, langsam, wie die Welle der steigenden Flut; es reichte bald durch den ganzen Saal, verschlang die abwechselnd elegische, dann wieder übermütige Musik, die aus dem Winkel drang, in dem die Hanaken sich malerisch um die Zither gruppierten, und dämpfte die polternde Laune der kartenspielenden Fuhrleute.

Der freche Streletz hatte plötzlich allen Mut verloren, noch deutlicher zu werden, und der furchtsame Krüppel hatte die Wirtshausstube verlassen.

Da meldete sich ein zweiter von den drei Kameraden, ein nüchterner, blonder Bursche, der bis dahin ziemlich gleichgültig zugehört, und sagte: „Na, wenn du's wirklich nicht schon weißt, so sage ich

dir's. Die Stasa steht seit dem Sommer mit dem Förster im Gerede!"

Jenik wurde leichenblaß. „Die Stasa! meine Stasa! Wer sagt das? Wer wagt das zu sagen?" Er stieß die Frage heraus, so laut er konnte, aber seine Stimme klang ganz dünn und heiser, sie brach bei jedem Wort.

Ein paar Augenblicke Stille, dann laut und vernehmlich aus dem andren Ende des Saales: „Es sagt's nicht einer — das ganze Dorf sagt's!"

„Das ganze Dorf lügt — es ist nicht möglich!" schrie Jenik. „Auf was stützt sich diese Verleumdung?"

Einer sah den andren an, ein Gezischel verbreitete sich. Alle hatten sie mit dem Förster schäkern sehen, aber das bedeutete schließlich nichts. Da erhob sich der Arbeiter Mares, der damals den Buckligen durch den Wald geleitet hatte. Der Stolz, eine sensationelle Nachricht durch sein Zeugnis bekräftigen zu können, meldete sich in ihm. Er erzählte alles, was er in jener denkwürdigen Nacht gesehen, und zwar mit überflüssiger und zudringlicher Ausführlichkeit. Jenik stand da wie erstarrt, die Hand auf die Lehne seines Stuhles gestützt; aller Ausdruck war aus seinem schönen Gesicht entschwunden, außer dem einer fast blödsinnigen Hilflosigkeit.

Jetzt meldete sich auch der dritte von seinen Kameraden, derjenige, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, ein hochaufgeschossener Bursch mit hübschen blauen Augen in einem langen, schmalen Gesicht. Er war Jeniks bester Freund und hieß Vilosch. Man sah, daß ihm der Schmerz des Kameraden sehr naheging. „Wer weiß, ich habe ja die Stasa gekannt — unbefangen wie ein Kind und scheu wie ein Reh," stammelte er. „Wer weiß, wie die Sache war! Man erzählt von der Gewaltsamkeit des neuen Försters allerlei!"

Freilich erzählte man davon allerlei — aber nur heimlich; keiner hätte für seine Worte zur Rechenschaft gezogen werden, keiner dafür einstehen mögen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür — der Förster trat ein, die Büchse über der Schulter, eine kurze Meerschaumpfeife zwischen den Zähnen. Unter dem weitvorspringenden Schirm seiner grünverbrämten Mütze blinzelte er jovial den Versammelten zu. Der Jenik stieß einen dumpfen, unbeschreiblichen Laut aus, dann, ehe ihn irgend jemand hatte hindern können, war er auf den Förster losgestürzt und hatte mit einem der spitzigen Tischmesser auf ihn losgestochen; blindlings, in einem Anfall nichts berechnender, nicht vor= noch rückwärtsblickender Rachgier und Entrüstung. Der

Stich traf den Förster in die Schulter, er ging nicht tief. Pribik verzog kaum das Gesicht; dann, mit zornig aufflammenden Augen, packte er den Burschen bei beiden Armen, schüttelte ihn und schleuderte ihn mit aller Gewalt von sich. Der Hinterkopf Jeniks schlug heftig gegen eine scharfe Tischecke. Noch einmal öffnete er die Augen weit, hob den Kopf, dann blieb er ausgestreckt am Boden liegen, den Kopf in einer Blutlache. Der Förster erblaßte sichtlich. Er hatte sich einfach verteidigt. Nach dem Leben des armen Jenik hatte er nicht getrachtet. Er erschrak, als er sah, daß es möglicherweise durch seine jähzornige Abwehr gefährdet worden sein könne. „Ich rufe euch an, alle, die ihr hier zugesehen habt, daß ich nur aus Notwehr gehandelt habe!“ rief er jetzt.

„Ja, Herr Förster, das können wir bezeugen,“ schrieen wie aus einem Munde die Fuhrleute, der Wirt und die Arbeiter. Aber als er sich nach den Regimentskameraden umsah und nun auch an diese das Wort richtete: „Ihr habt gesehen — es war Notwehr —“ sagten nur zwei „J . . . Ja . . . Ja!“ und sagten es zögernd. Bilosch blieb stumm. Er kniete neben dem bleichen Freund am Boden und hielt sein großes, baumwollenes Taschentuch gegen die Wunde am Hinterkopf gepreßt, aus der das Blut in Strömen floß. Er schluchzte herzbrechend.

„Ja, es war Notwehr!“ fuhr der Förster fort; „nichtsdestoweniger bedauere ich aus ganzer Seele, was vorgefallen ist, und wäre untröstlich, wenn die Sache schwere Folgen haben sollte. Mares, eilt zum Arzt — geschwind — sagt ihm, ich ließe ihn bitten, so schnell als möglich zu kommen!“

Aber als der Doktor kam, war der arme Jenik bereits von seinem Leben erlöst.

Die Wirtsstube war leer. — Neben der Leiche, die auf einen Karren geladen war, saß Vilosch, ebenso still und fast so starr und bleich wie sein toter Freund. Man hatte von ihm verlangt, er möge vorausgehen und die Eltern auf das vorbereiten, was geschehen war; aber er hatte ohne ein Wort, nur mit einer verzweifelten Gebärde abgewehrt. Statt dessen war der Wirt vorangegangen als Vorbote des Unglücks. Der Förster stand draußen am Ortsried. Der Karren kam an ihm vorbei. In dem unsicheren Licht, das aus den Fenstern der umstehenden Häuser brach und sich mit dem Sternenschimmer mischte, sah er den langen, schmalen Körper, der mit einem weißen Laken bedeckt war, daneben den stillen, traurigen Burschen; viele Menschen gingen hinterdrein — ein langer Zug.

Der Förster schloß die Augen und wendete den Kopf ab. Aber er hörte das Klirren der Kette an dem Karren, das Winseln der schlecht geölten Räder, das wehklagende Gemurmel und den dumpfen Schritt der Menge. „Wenn sie nur schon vorüber wären!“ dachte er; er hatte das Gefühl, als müsse ihm dann leichter werden. Die Kette klirrte nicht mehr, der letzte Schritt war verhallt; er öffnete die Augen, aber ihm war nicht leichter.

Rings um ihn wurde es dunkel; die gelben Flecken in den Fenstern, lichtschimmernde Zeichen der Aufregung, die das entsetzliche Ereignis in den sonst früh dunklen Heimstätten erzeugt hatte, verlöschten eines nach dem andern. Die Menschen, die hinter den kleinen Fenstern wohnten, schliefen gewiß alle schon. Ihm war's, als ob er nie mehr würde schlafen können.

So stand er noch immer. Um ihn herum verdichtete sich die Dunkelheit; hoch über ihm aus einem Himmel, der schwarz wie ein Bahrtuch war, glitzerten weißlich-grell die Sterne, deren Licht nicht bis zu ihm herunterdrang.

Er stand wie angewurzelt, befangen und vergiftet von einer abscheulichen Empfindung. Es zog ihm durch die Adern wie etwas, das ganz klein anfing und immer größer und größer wurde, bis es gar keinen Platz mehr fand in ihm, so daß es

war, als müsse es ihm die Adern zerreißen. Es war kein Schmerz; dazu fehlte es dem Gefühl an Schärfe — und an Weihe; eher ein Mißbehagen war's, ein ungeheures Mißbehagen, ein Hindernis, das seine Gedanken bannte und ihnen unmöglich machte, sich auszubreiten, vorwärts oder rückwärts zu schauen, und in das alles mischte sich eine schreckliche Unruhe — eine Unruhe, die kein Ziel suchte, ihn nur immer von Stelle zu Stelle aus sich heraustrieb, die Unruhe, die zum erstenmal einen Menschen folterte, als Kain den Abel erschlagen hatte.

Als er in die Försterei zurückkehrte, nahm er ein starkes Schlafmittel, das ihm einst in Polen ein Arzt verschrieben hatte. Er nahm eine doppelte Dosis und erreichte die gewünschte Wirkung.

Mehrere Stunden schlief er fest. Dann fing er an zu träumen von lauter fernliegenden, mit der jüngsten Vergangenheit in keinerlei Zusammenhang stehenden Dingen, die sprunghaft an seiner Seele vorüberflogen. Immer unruhiger, flüchtiger jagten sich die Vorstellungen, immer wunderlicher wurden sie. Da, noch im Traum meldete sich eine suchende Unruhe, eine atemlose Spannung, und plötzlich, alle andern Vorstellungen verdrängend,

tauchte die Erinnerung an Jenik in ihm auf — das Zusammenzucken seiner Hände, das Verfallen und Zuspitzen des armen Gesichts, wie es schmal und grün zurückgesunken war.

Er wachte auf . . . Die verlogenen Beruhigungen des Schlafmittels hatten aufgehört; wieder der Druck auf der Brust, das Mißbehagen, das sich jeder Fiber seines Körpers mitteilte. Zugleich aber kam die Erschlaffung, die Müdigkeit, die jeden Menschen in dem Augenblicke befällt, wo sich das Bewußtsein bei ihm festgesetzt hat, daß es aus seiner peinlichen Lage heraus keinen Ausweg gibt. Gab es wirklich keinen Ausweg mehr? Eins konnte er doch noch tun. Eine ausgiebige Dosis Strychnin in die Westentasche stecken, dann zu Gericht gehen, das Verbrechen, das er an dem Mädchen begangen hatte, eingestehen und dann, ehe sie ihn einsperrten, das Gift in den Mund . . . ein Ende machen. Mit fiebriger Hast kleidete er sich an. Er hatte soeben das Strychnin aus dem Schränkchen genommen, in dem er die verschiedenen gefährlichen Gifte verschlossen hielt, die er zum Ausstopfen seltener Vögel brauchte, als er im Hofe draußen einen leichten Hufschlag vernahm, das Knattern festen Riemenzeuges, das Klingen von Sporen, dann eine Stimme, die ihm erst fremd vorkam, die er einst jedoch sehr gut gekannt. Die

Stimme fragte nach ihm, drang jetzt durch die Türe.

„Hm! ist es üblich für mustergültige Förster, bis Mittag zu schlafen?“

War es möglich . . . sein Bruder Robert! der Offizier, der immer sein Liebling gewesen, sein unerreichbares Ideal, und den er seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte! Da stand er wirklich, in unvorschriftsmäßiger, nur mit der Kriegsmedaille geschmückter Militärbluse, schlank, braun, energisch, mit magerem scharfgeschnittenem, vornehmem Gesicht, die Augen voll Feuer und Gutmütigkeit. —

„Wie bist du hergekommen?“ stammelte der Förster, ganz verwirrt von einem Schrecken, unter dessen Druck die Freude vergeblich versuchte, ihre Flügel zu regen.

„Auf dem Rücken meines Pferdes,“ entgegnete Robert lustig; „ein scharfer Ritt übrigens, und ich war froh, deinen Heger zu finden, der, als ehemaliger Kavallerist, mein Tier geschickt anzufassen wußte. Aber ich bitte dich, laß uns etwas zu essen geben, ich sterbe vor Hunger!“

Die Haushälterin steckte den Kopf zur Tür herein. „Wenn die Herren sich bemühen wollen, es ist alles bereit!“

In dem von Jagdtrophäen umstarrten Wohn-

zimmer war der große, viereckige Mitteltisch auf das einladendste mit Kuchen, Schwarzbrot, Eiern, Schinken, Honig und Butter besetzt. Die großen Kannen mit Kaffee und Sahne standen neben dem Gedeck des Försters, ebenso wie eine in Silber gefaßte, altmodische Zuckerdose mit einem verschließbaren Deckel. In dem mächtigen, grünen, viereckigen Kachelofen brannte ein lustiges Holzfeuer; der angenehme, stechende Geruch des Holzes mischte sich mit dem würzigen Aroma des Kaffees. Durch goldgelbe Blätter strahlte die Sonne in die tiefsitzenden Fenster hinein. Es war ein kalter, sehr heller Tag. Der Wind blies scharf, Blätterschatten flackerten über die Dielen. So recht ein Tag, an dem die warm geheizte, häusliche Gemütlichkeit sich vorteilhaft gegen das unwirtliche Herbstwetter draußen abhebt — an dem es einem Genugtuung gewährt, sich zwischen seinen vier Wänden geborgen zu wissen.

„Teufel noch einmal, Moritz, hast du's hier hübsch!" rief, die kalten Hände reibend, der Oberstleutnant. „Aber was für ein Gesicht du machst! Gerade als ob du fragen wolltest: ‚Was verschafft mir die Ehre?'"

„Nun," meinte hierauf der Förster, „ich freu mich natürlich sehr über deinen Besuch, Robert, aber du kannst dich nicht wundern, daß er mich ein wenig überrascht."

„Nein, mein armer Moritz, darüber kann ich mich nicht wundern,“ sagte der Oberstleutnant herzlich und sah dabei seinen Bruder mit einem Blicke an, als ob er ihm etwas abzubitten habe.

„Wie ist dir's denn eigentlich eingefallen, dich wieder einmal nach mir umzusehen?“ fragte der Förster. Er hatte sich Kaffee eingeschenkt und trank, dann legte er sich eine Schnitte Schinken vor. Er wunderte sich darüber, daß er essen konnte. Während er mit seinem Bruder sprach, hörte er auf, sich zu wundern und aß weiter. Die Erinnerung an die grauenhafte Katastrophe verließ ihn für Augenblicke ganz. Der Bruder nahm sein volles Interesse in Anspruch. Er verkehrte mit den maßgebenden Persönlichkeiten des Staates, überall nicht nur hochgeschätzt, sondern gern gesehen infolge seines frischen, herzlichen Wesens. Er hatte nichts von der Nervosität, der ängstlichen Vorsicht eines Karrierejägers. Er war seinen Weg aufwärts so selbstverständlich und unbefangen gegangen, wie eine Gemse schwindellos auf Bergspitzen klettert. Welch ein herrlicher Mensch! Ganz anders als der zugeknöpfte, gemessene, blutlose Sektionschef in Wien, vor dem Pribik sich so tief gedemütigt gefühlt hatte, daß ihm jetzt noch bei dem Gedanken daran das Blut brennend in die Wangen schoß.

„Ja, ja,“ sagte er, „daß mich dein Besuch

überrascht hat, ist wirklich nichts weniger als verwunderlich nach dem, was ich vor zwei Jahren an unserm verehrten Ältesten erlebt."

„Ich weiß — ich weiß," fiel ihm, etwas hastig und verlegen, der Oberstleutnant ins Wort. „Willy hat mir davon erzählt. Aber verzeih mir — du hattest auch unrecht."

Des Försters Blick glitt bewundernd über die schlanke Gestalt des Bruders hin. „Na, Robert, das wollen wir auf sich beruhen lassen," begann er — eine plötzliche Atemnot schnitt ihm das Wort ab. „Was streite ich mich denn da herum," fragte er sich, „als ob es mir noch wer weiß wie wichtig wäre! und es ist ja doch alles so gleichgültig, so ganz und gar unwesentlich. Nichts auf der Welt kann mir mehr Vergnügen machen — nichts mehr mich kränken!"

Indessen fiel Robert ein: „Mein Lieber, das können wir später erörtern. Jetzt will ich dir erzählen, was mich hergeführt hat. Seitdem du Polen verließest, wußte ich nicht einmal, wo du seist. Hab mich auch nicht weiter drum gekümmert, wirst du einwenden — nun, das ist richtig. Aber ich versichere dich, alle Tage hab ich dir schreiben wollen — nein, nicht gerade alle Tage, — schließlich . . . Seit drei Monaten bin ich zu den 33. Dragonern in Bretislav versetzt — be-

denke doch, anderthalb Stunden zu reiten, nichts weiter — hattest du eine Ahnung?“

„Nein, wie soll mich das interessieren, was für ein neuer Oberstleutnant einem noblen Dragonerregiment zugeteilt wird! Nach derlei frag ich nicht, und es berührt auch gar nicht den Gesprächsstoff von unsereinem. Übrigens, des einen kannst du versichert sein: wenn ich es hundertmal gewußt, ich hätte mich nicht gemeldet bei dir.“

„Schafskopf,“ rief der Offizier schroff und gutmütig, „wie du siehst, ich habe nicht darauf gewartet. Aber zu denken, daß erst ein Zufall mir unsre unmittelbare Nachbarschaft verraten mußte! Es war nämlich so: gestern im Kasino fragt mich Siegburg, der Sohn deines Prinzipals —“

„Ach, den kenn ich — den Prinzen Paul. Er kommt oft in mein Revier jagen, und in diesem Frühjahr hab ich ihn ein paarmal auf die Birkhahnbalz begleitet. Ein famoser Jäger und äußerst leutseliger Kavalier! Was ist's mit ihm?“ Der Förster fragte es ganz lebhaft — die Antwort interessierte ihn. Das große Mißbehagen war verschwunden, hatte sich von ihm losgetrennt, war in den Hintergrund getreten. Er hatte nur noch ganz schwach das Gefühl, als ob irgendwo irgend etwas Unangenehmes auf ihn lauere. Eine Art gereizter Ungeduld mischte sich in das Gefühl, als ob sich

etwas in ihm aufbäume gegen die Zudringlichkeiten seines Gewissens.

„Nun, als er meinen Namen hörte, fragte mich der Fürst, ob du in irgend welchen Beziehungen zu unsrer Familie ständest; ich mußte mich erst besinnen; denn, zu meiner Schande muß ich's gestehen, ich wußte momentan nicht genau, wo du dich aufhieltest; aber auf das Signalement hin sagte ich sofort: ‚Das muß mein Bruder sein!‘“

„War tapfer von dir,“ entgegnete der Förster bitter.

Anstatt sich mit schwerfälligen Beteuerungen abzugeben, lachte der Oberstleutnant nur und meinte: „Weißt du, mit der Tapferkeit ist's nicht weit her. Daß ich nicht mit den Liechtensteins und Schwarzenbergs verwandt bin, weiß Paul Siegburg so gut wie ich, und das einzige, worauf ich mich gesellschaftlich stützen kann, meinen Ruf als anständigen Menschen, den hätte ich gefährdet, wenn ich versucht hätte, meinen Bruder zu verleugnen, nur weil es ihm schlechter geht als mir. Auf solche Experimente lasse ich mich nicht ein; jedenfalls wurde ich für meine Aufrichtigkeit belohnt. Siegburg hat dein Lob gesungen, in einer Weise! Du seist der beste Förster auf den sämtlichen Herrschaften seines Vaters, erklärte er mir, so ganz anders als die andern. Verständest deine

Sache wie ein Mann vom Fach und hättest dabei das Feuer, das Interesse dran wie ein Sportsmann; einen zweiten Schützen wie dich kenne er überhaupt nicht, wiewohl du sehr taktvoll und diskret erst seine Aufforderung abgewartet habest, um Beweise dafür zu liefern. Überhaupt (das war nun wieder eine Freundlichkeit für mich) merke man dir's gleich an, daß du nicht zu der Klasse gehörest, aus der man für gewöhnlich die Förster holt. Du wüßtest streng zu sein, ohne den Widerstand herauszufordern, und dich populär zu machen, ohne dich wegzuwerfen. Du spieltest nie unter einer Decke mit deinen Untergebenen, drücktest nie die Augen zu, um nachträglich aus deiner Nachsicht Vorteil zu ziehen; wärest mit einem Wort ebenso ehrlich als schneidig. Es sei töricht, deine Fähigkeiten in einen so engen Wirkungskreis zu bannen; sobald er seinen Einfluß geltendmachen könne, würdest du dich eines raschen Avancements erfreuen. Das ist doch schön! Was sagst du dazu?"

Der Förster blieb ganz still; aus seinen Augen schimmerte ein verklärtes Leuchten, aber sein Mund zuckte, als ob er mit heftigen Schmerzen kämpfe. Tief gerührt legte der Offizier ihm die Hand auf den Arm. „Daß unser armer Vater das nicht erlebt hat!" rief er. „Du warst sein Liebling."

Um den Förster schien sich alles im Kreise zu

drehen. Plötzlich war's wieder über ihn gekommen. Es war ihm den Rücken hinaufgekrochen, ekel, schlüpfrig und schwer — jetzt saß es ihm im Nacken wie eine ungeheure, nasse und kalte Kröte. Er atmete kaum. Sollte er seine Last abwerfen, sollte er dem Bruder sein Verbrechen eingestehen — dem Bruder, der sich an seiner Rehabilitation freute, sagen: „Ich bin kein anständiger Mensch — ich gehöre ins Zuchthaus!“ Vielleicht! welcher Schmerz! Aber auch welche Erleichterung, die einzige mögliche.

Er zögerte noch, als die Stimme seines Bruders von neuem zu ihm drang; erst ganz dumpf, wie durch eine Mauer hindurch, dann immer deutlicher: „Nun weißt du, jedes Bild hat seine Schatten. Auch von dir hatte Paul Siegburg eine nicht ganz einwandfreie Eigenschaft zu erwähnen; er behauptet . . .“ der muntere Offizier stockte, irgend etwas beunruhigte ihn — der Ausdruck in den schweren, stumpfen Augen des Försters. „Errätst du's nicht, was er dir vorwirft? Das heißt, er lachte eigentlich dazu.“

Der Förster schüttelte den Kopf.

„Er sagte, daß du, trotz deiner vierzig Jahre, der ärgste Mädchenfänger in der ganzen Gegend seist!“

Der Förster atmete schwer, er röchelte fast; dann kam's von seinen Lippen, kaum verständlich. „Und dazu lachte er — —“

„Du wirst doch nicht von einem Dragoneroffizier verlangen, daß er darüber weint,“ entgegnete der Oberstleutnant.

Der Förster fuhr sich mit beiden Händen über seine von eiskaltem Schweiß bedeckte Stirn: „Man sollte nicht . . .“ murmelte er — man sollt nicht!“

„Was?“

„Darüber lachen!“

„Natürlich sollte man nicht.“ Der Offizier fing an, den Bruder aufmerksamer zu betrachten. Daß ein Gewissensskrupel in ihm wühle, war unverkennbar. „Du lieber Gott . . . natürlich sollte man nicht, aber jeder lacht darüber, es ist Usus. Eine Lumperei, die jedermann begeht, ist keine Lumperei; darüber ist man längst einig geworden in der Welt; und dann, es gibt ja immer, — fast immer eine Möglichkeit, die Misere, die aus unserm Leichtsinn entsteht, wieder gutzumachen.“

„So, meinst du?“ rief der Förster bitter. „Bis gestern habe ich das auch geglaubt; ich habe die materielle Zukunft des Mädchens gesichert, glänzend — ich dachte — damit sei alles gut — na, starre mich nicht so neugierig an — ich erzähl dir's ja schon — du mußt mir's ohnehin längst angemerkt haben, daß mit mir nicht alles in Ordnung ist. Kurz . . . die . . . Geschichte ist passiert — während —. der Schatz des Mädels beim Mi-

litär war; vor ein paar Tagen ist er zurückgekommen — durch ein Geklatsch hat er erfahren . . . nun, und . . . wie ich ins Wirtshaus komme, springt er mir an die Gurgel, sticht mit einem Messer nach mir — alle, die zugegen waren, können's bezeugen, daß ich mich wehren mußte — ich pack ihn an, stoß ihn von mir weg, und dabei fällt er . . . fällt mit dem Hinterkopf gegen eine Tischecke, und . . . nach zwei Minuten ist er tot!"

„Um Gottes willen!" Alle fröhliche Leichtfertigkeit war aus der Stimme des Offiziers geschwunden; er faßte den Ernst der Sachlage, aber anstatt Entsetzen drückten seine Züge nur das aufrichtigste Mitleid aus.

„Ich habe ihm nicht weh tun wollen — nur ihn unschädlich machen," stammelte der Förster, „ich schwör dir's bei Gott — beim Andenken an unsern verstorbenen Vater — es war ein Unglück — kein Verbrechen!" Seine Zunge war schwer geworden, die Welt drehte sich um ihn herum, immer rascher, in immer kleineren Kreisen. „Ein Unglück!"

„Das ist es, ja, ein Unglück, kein Gericht der Welt könnte dich dafür verurteilen; sobald du ruhiger geworden bist, wirst du dich selber freisprechen!" rief der Offizier.

„Ja, aber" — in wahnsinniger Hast wirbelte

es um den Förster herum, kein Gegenstand blieb mehr an seinem Platz; zugleich kam ein unerträgliches Sausen in seinen Ohren: „Ich hätte — das Mädel — in Ruhe lassen sollen,“ ächzte er; dann wie zu seiner Entschuldigung: „Sie war reizend — und ich war wahnsinnig in sie verliebt. Ich hatte nicht Zeit, zu überlegen . . .“

„Man hat nie Zeit, zu überlegen, mein armer Moritz,“ sagte der Oberstleutnant traurig, „und wenn man nicht so fürchterlich wie du vom Schicksal zur Rechenschaft gezogen wird, fällt auch keinem von uns ein, zu bereuen. Ich versichere dich: keiner von uns hat das Recht, den Stein aufzuheben gegen dich, keiner!“

Der Förster atmete auf, die Welt hatte mit einem Male aufgehört, sich um ihn herum zu drehen, er fühlte wieder Boden unter den Füßen. Sein Bruder mußte ihn doch verstanden haben, sein Bruder war ein durchaus anständiger Mensch — und sein Bruder hatte zu ihm gesagt: „Ich versichere dich, daß keiner von uns das Recht hat, den Stein aufzuheben gegen dich — keiner!“

Da begann der Offizier von neuem: „Man verliert nun einmal den Kopf, wenn man verliebt ist; noch obendrein machen's einem die Mädchen, die — an die man sich überhaupt herantraut — in solchen Fällen so fürchterlich leicht . . .“

Abermals fing die Welt an, sich um Pribik zu drehen — schneller, noch schneller. Krampfhaft griff er nach einem festen Punkt. Er fühlte, daß der Moment der Entscheidung gekommen sei.

Der Schwindel legte sich. Mit trockenen Lippen und zusammengezogenen Brauen stammelte er: „Leider!“ und sein Bruder drückte ihm die Hand.

Erst seit ein paar Stunden weiß Stasa von Jeniks Tode, aber sie hat das Gefühl, als ob Jahre verstrichen wären zwischen gestern und heute. Niemand hat ihr die Nachricht gebracht, ganz zufällig hat sie von dem Unglück erfahren, vormittags beim Krämer. Sie hatte so etwas gefühlt wie einen kalten, harten Stoß vor die Brust, sie hatte alles liegen und stehen lassen und war in die Hütte seiner Eltern gelaufen, am andern Ende des Dorfes, an der Seite eines geräumigen Wirtschaftshofes. Die kalte Oktobersonne lag über dem Hof, und alles war still. Die Tür eines Schuppens stand offen — ein Geruch von Weihrauch schwebte zu ihr herüber — dort mußte er sein. Sie schlich heran, aber ehe sie die Tür erreicht hatte, packte eine schwere Hand sie rauh an der Schulter, die Hand seines Vaters.

„Was hast du hier zu suchen?" rief er. „Dirne! Hinaus mit dir!"

Sie war nach Haus getaumelt. Als sie dort ankam, wußte es die Mutter schon. Aber sie sprach nicht mit Stasa darüber, auch mittags nicht; und als sie mit traurigen, befremdeten Augen immer zu ihr hingeschaut hatte, ohne daß sie wagte, den Blick auf ihr ruhen zu lassen, aus Angst, ihr wehe zu tun, da war Stasa aufgesprungen und hinausgelaufen in ihr Zimmer. Da saß sie jetzt, grad und starr auf ihrem Bettchen. Durch das offene Fenster strahlte die Nachmittagssonne, und die herbe Oktoberluft wehte herein. Über den rotblühenden Geranien wiegte sich ein orangegelber Falter. Leise knisterten die Blätter, die der Wind von den Bäumen streifte, dazwischen knirschten müde Schritte über das spröde, trockne Gras. Manchmal zitterte ein Seufzer zu Stasa herüber. Stasa stand auf, trat ans Fenster, die Mutter war im Garten. Aus dem Dorfe herüber tönte ein Leierkasten.

Es griff Stasa an die Nerven, daß sie hätte aufschreien mögen vor Entrüstung.

Warum sollte er nicht spielen? Sie hatte es vergessen, sie legte die Hand an die Stirn. — Ja . . . Jenik war tot . . . Das ganze Dorf konnte doch nicht trauern, weil Jenik tot war. Jenik —

tot . . . tot — — — Was bedeutete es denn eigentlich, daß Jenik tot war?

Sie stand einen Augenblick stumpf da, immer noch die Hand an der Stirn.

Jetzt hörte sie eine fremde Stimme im Gärtchen draußen; ihre Mutter hatte Besuch bekommen. Stasa floh in das Innere des Raumes und setzte sich von neuem auf ihr Bettchen.

Aber die Stumpfheit in ihr verflüchtigte sich mehr und mehr. Sie horchte auf die fremde Stimme, und jedes Wort, das die sagte, traf sie ins Herz. Sie kannte die giftige alte Schwätzerin. Fialkowa hieß sie, und ihr Sohn hatte im Zuchthaus gesessen. Seitdem war sie so giftig, und das Giftigste an ihr war das Mitleid — das war nämlich nichts andres als sentimentale Schadenfreude. Wenn andre Menschen sich für etwas zu schämen hatten, feierte die Fialkowa ein Fest.

Sie wußte alles ganz genau und erzählte es weitläufig. Wie der Streit angefangen, wie der arme Jenik durchaus das nicht habe glauben wollen, und wie hätte er auch! Kein Mensch hätte so etwas geglaubt, sie, die Fialkowa, am allerwenigsten. Ach, was man alles erleben mußte — und man mußte sich fügen in den Willen Gottes, aber manchmal war es fürchterlich, und das Schrecklichste, die Schande, die man an seinen eigenen Kinder erlebte,

— das wußte sie am besten, seitdem man ihr den Sohn ins Gefängnis gesperrt hatte; und er war ein so guter Junge, wenn er auch gestohlen hatte; die Geliebte hatte ihn verführt, — ach, die Frauenzimmer seien immer die Ärgsten, seien immer diejenigen, die die Männer verführten, das heißt, nein — so habe sie es nicht gemeint, sie wolle durchaus nicht alle Schuld auf die Stasa werfen; die sei ganz gewiß nur ein wenig gefallsüchtig und leichtsinnig gewesen — und der Förster sei so viel älter und sein Einfluß ein so gewaltiger; aber schrecklich sei die Sache doch . . . Nun, ein Begräbnis würde der Jenik haben, so etwas gab es nicht alle Tage. „Sechs Kranzeljungfern werden den Sarg tragen," rief sie aus, „in weißen Kleidern mit schwarzen Schärpen. Und hinter dem Sarg wird natürlich die schwarzverschleierte gehen, die das gebrochene Lebenslicht auf einem Kissen trägt, und auch die weißverschleierte, die den Brautkranz trägt." Sie begann die Namen der Kranzeljungfern herzuzählen, einen nach dem andren, aber der Stasas war nicht dabei.

Stasa grub sich die Nägel in die Schläfen, dann stopfte sie die Knöchel ihrer Hand zwischen ihre Zähne, um nicht laut aufzuschreien. Indessen redete die Fialkowa weiter: „Ja, ja, es ist sehr traurig," sagte sie zum zehnten Male, „ich kann

Euch gar nicht sagen, wie leid Ihr mir tut. Nein, niemals hätte ich so was von Eurer Stasa geglaubt, ich . . ."

Ehe sie weiterreden konnte, fiel ihr die Mutter ins Wort: „Und ich glaube es heute noch nicht," rief sie aus, „ich bin überzeugt, daß mein Kind unschuldig ist."

Stasa fuhr zusammen; eine ungeheure, wohltuende Wärme durchzog sie ganz und löste die Starrheit ihres Schmerzes. Ihr war, als hab der liebe Gott sie auf die Stirne geküßt.

Sie horchte nicht mehr auf das Geschwätz da draußen. Sie streckte sich auf ihr Bettchen aus. Jetzt konnte sie weinen. —

Die Fialkowa war fort. Es war wieder still geworden in dem einsamen Hof. Die Dämmerung sank dicht, und der Mond war noch nicht aufgegangen. In einem Winkel der Küche saß die Bejlkova und starrte aus ihren vom Weinen verschwollenen Augen trostlos ins Leere. Eine blakende Unschlittkerze stand auf dem Tisch in der Mitte der Stube. Da öffnete sich leise die Türe. Stasa schlüpfte herein. Sie ging auf die Kerze zu und löschte sie aus.

Das Licht hatte ihr wehgetan. Sobald die zudringliche Neugier des Lichtes ausgelöscht war, fühlte sie eine Erleichterung; nicht daß es jetzt ganz

dunkel geworden wäre; durch das Fenster schimmerte es weißlich und um das Türchen des Kochherdes glühte es rot. Aber was von Helligkeit noch übrig blieb, war zärtlich und rücksichtsvoll. Die Mutter im Winkel dort war etwas ganz Undeutliches, Umrißloses geworden, etwas fast Körperloses und dennoch unendlich Wohltuendes. Stasa kniete vor der Mutter nieder und barg den Kopf in ihrem Schoß. Die Mutter sprach kein Wort, legte nur die Hand auf den Scheitel des Kindes. Da hob Stasa den Kopf und nahm die magere Hand zwischen ihre beiden, benetzte sie mit Tränen und küßte sie tausendmal. Dann richtete sie sich auf und setzte sich neben die Mutter auf die Bank. So saßen sie beide eng aneinander geschmiegt, Mutter und Tochter; sie sahen einander nicht, sie fühlten einander nur.

„Mütterchen, Mütterchen, ich bin dir so dankbar, daß du das nicht von mir glaubst, Mütterchen, — mein Mütterchen, — es ist auch gar nicht wahr, daß ich ihm leichtsinnig die Treue gebrochen habe, o nein, das ist nicht wahr!"

Die Mutter streichelte ihr das lockige Köpfchen und hielt sie enger an ihre Brust. „Ich wußte, daß es nicht sein könne, daß man dich verleumdet hat. Aber die Wahrheit wird doch ans Licht kommen; die Menschen werden sich davon über-

zeugen, daß du unschuldig bist, — mein Lamm — mein Täubchen, mein reines Schneeflöckchen du!"

Stasa zuckte zusammen. Wenn das Vertrauen der Mutter sie noch kürzlich aufgerichtet, gestärkt, fast beglückt hatte, so wirkte seine nichtsahnende Abgeschlossenheit hingegen lähmend auf sie. Sie hatte gehofft, die Mutter habe erraten; aber nein, die Mutter hatte nur geglaubt. Und dieser Glaube verschüchterte das Geständnis, das sich doch so schmerzlich heiß aus dem gebrochenen jungen Herzen heraussehnte. Dreimal öffnete sie die Lippen, aber immer wieder versagte das Wort. Da fing die Mutter von neuem an, die Tochter zu streicheln, und an der behutsamen Zartheit dieser Berührung fühlte Stasa, daß sich in der armen Mutter ein quälendes Ahnen, ein dämmerndes Verstehen zu regen begann. Da brach Stasa in heftiges Weinen aus; dann sprach sie: „Das ist es eben — ach Mütterchen, daß . . . daß es wahr ist — und daß ich doch unschuldig bin . . .!" Sie schluchzte so heftig, daß sie nicht weiterreden konnte.

„Großer Gott!" rief die Mutter aus, halblaut, dumpf, ohne Nachdruck, vom Schrecken betäubt; dann küßte sie Stasa auf die Stirn. Jetzt verstand sie. —

Eine lange, traurige Stille folgte. Immer wärmer schmiegten sie sich aneinander, und Stasa

sah nichts, hörte nichts, sie fühlte nur, fühlte die Teilnahme der Mutter und die Dankbarkeit, sich darin ausruhen zu dürfen.

Es war fast, als habe sich ihr Bewußtsein in einer wohltuenden Ohnmacht aufgelöst. Langsam erwachte sie, hörte wieder das Ticken der Wanduhr, das Knistern des brennenden Holzes im Herdfeuer, das Rauschen der Blätter draußen. Sie wußte wieder, daß Jenik tot war und daß der Förster ihn erschlagen hatte, sie hörte die Frage der Mutter: „Wie war das möglich, Stasinko? wann ist das geschehen?“

„Ach, Mutter! es ist schon lang her — im Sommer war es — o, eine so wunderschöne Mondnacht . . . Ihr wißt ja, der Mond hat mir's angetan, schon als Kind kroch ich zum Fenster hinaus in den Mondnächten und lief in den Wald, und manchmal saß ich nur ganz still und sah zu, wie die Schatten unter den Bäumen tanzten, und freute mich, daß alles so schön duftete; und wenn es sehr warm war, dann zog ich meine Kleider aus und stieg in den Bach. Und diesen Sommer, da war eine so wunderschöne Nacht, und der Mond schien in mein Zimmer über die Blumen auf meinem Fensterbrett — und da öffnete ich das Fenster — weil es so dumpf und eng war in dem Stübchen; ich konnte nicht schlafen vor Hitze. In

der Kammer war's dumpf und eng, und draußen schlich die Nacht so kühl durch den Wald — und plötzlich packte mich die Sehnsucht — hinaus. Ihr hattet es mir ja verboten, allein in den Wald zu gehen, in der Nacht — und ich hätte Euch gefolgt, ich hatte mir's vorgenommen — das glaubt mir, aber . . . anstatt das Fenster zu schließen . . . habe ich — — — die Blumentöpfe von dem Fensterbrett geräumt und bin . . . hinaus."

Die Mutter atmete kaum mehr — „und dann," flüsterte sie mit trockenen Lippen.

„Ich kannte keine Furcht — niemand hatte mir je etwas getan — und dann — als ich — — — gerade den Fuß ins Wasser setzte — da, o Mutter — Mutter! — — — er hat mich gebrochen — wie der Sturm einen Baum — o Mutter — — — dann plötzlich ist er erschrocken — und fort . . . o Mutter, Mutter!"

Sie schluchzte. Die Mutter regte sich nicht. Sie war so starr vor Entsetzen und Schmerz, daß sie sogar vergaß, die Kleine zu streicheln. Erst nach einer Weile murmelte sie: „Mein armes, unglückliches Kind! Aber warum hast du dich denn mir nicht anvertraut, zum wenigsten mir?"

„Ach Mutter! ich schämte mich so! Und ich sagte mir, ich kann ja nichts dafür, bin ganz, ganz unschuldig, und wenn niemand davon weiß, so ist's

überhaupt, als ob es nie geschehen wäre, und ich werde es vergessen, wie man einen bösen Traum vergißt. Aber wenn ich's Euch gesagt hätte, so hätte ich nicht mehr vergessen können — jedesmal, wenn Ihr mir in die Augen gesehen, hätte ich mich erinnern müssen. Was hätt's auch genützt, Euch es zu sagen?"

„Man hätte den Förster verklagen können," sagte die Bejlkova mit harter, rachsüchtiger Stimme, „und jetzt ist's zu spät, mein armes Kind, jetzt glaubt dir niemand mehr. Dein eigener Vater wird dir nicht glauben, wenn ich ihm die Sache erzähle."

Nachdem die erste Aufregung sich gelegt hatte, erfüllte es den Förster mit Genugtuung, sein Geheimnis für sich behalten zu haben. Er war nun fest entschlossen, die Sache vernünftig durchzuführen, mit sich fertig zu werden, wie er es nannte; und er hoffte, binnen kurzem seinen Lebensmut und seine Daseinsfreude zurückzugewinnen. Die Rolle, in die er sich hineinzuspielen versuchte, war die des jovialen, gutmütigen Don Juan.

Er ging selbst zu Gericht und stellte sich der hohen Obrigkeit zur Verfügung; und diese versicherte ihm, daß es sich in diesem Fall wirklich nur um eine gerichtliche Formalität handeln könne;

immerhin sei es ganz zweckentsprechend, sich mit einem Advokaten zu beraten. So suchte Pribik am folgenden Tag einen Advokaten auf. Die Beratung dauerte nicht lang; um so länger das darauffolgende Gabelfrühstück, mit dem Pribik seinen Rechtsfreund in dem bestakkreditierten Wirtshaus traktierte. Von Siblitz der Kreisstadt, mußte er zwei Stunden weit mit der Bahn zurückfahren. Heiß und schwer, von der reichlichen Mahlzeit, dem vielen genossenen Wein, lehnte er in dem Wagenabteil dritter Klasse zurück. Die schreckliche Geschichte schien weit; so als ob bereits Jahre darüber hingezogen wären. Er duselte ein in dem Gefühl, daß alles beigelegt war, und er sich gut aus der Affäre gezogen habe. Das dauerte nicht lang. In seinen Halbschlaf hinein meldete sich von neuem das unruhige, fröstelnde, atemraubende Mißbehagen. Das mußte von dem trüben Herbstwetter kommen. Er wollte sich mit einem Schluck Schnaps stärken. Die Feldflasche fiel ihm fast aus der Hand. Neben sich ganz deutlich hörte er die Worte sagen, „daß der Kerl mit sieben Monaten davon gekommen ist. Es ist himmelschreiend. Lynchen sollte man ihn!“

Worauf eine zweite Stimme erwiderte: „Lynchen wäre nicht das rechte, es sei denn, daß das Gesetz es einem ausdrücklich einräumt, in einem solchen Fall, den Übeltäter zu erschlagen, wie einen

wütenden Hund. — Mit einem persönlichen Racheakt wär's nicht getan. Ja, ja, das Gesetz muß sprechen. — Das Gesetz muß verschärft werden. Zwanzig Jahre Zuchthaus der Bestie!"

„Recht hast du."

Den Förster überlief's. Ganz nah von ihm saßen die beiden auf einer Bank, die nur von einem quer durch den Wagen laufenden Gang von der seinen getrennt war. Sie gehörten offenbar den gebildeten Ständen an, mochten Journalisten sein und kamen aus einer Gerichtsverhandlung in Prag. Von was für einem Verbrechen konnte wohl die Rede sein. Von einem Meuchelmord — nein, den strafte man nicht mit sieben Monaten. Einer Verleumdung? . . . Er hätte sie allenfalls fragen können, statt dessen steckte er sich seine Pfeife an und dampfte heftig, damit der Qualm die Erregung in seinen Zügen verberge. „Ein ganz junges Mädchen, hübsch, brav, gänzlich unbescholten — allgemein beliebt, verlobt mit einem ehrlichen Jungen — und jetzt verdorben, beschmutzt, fürs ganze Leben gebrandmarkt: und dafür sieben Monate . . .!"

„Und der Bräutigam!"

„Hat sich erhenkt!"

„Was wohl aus ihr werden wird?"

„Hast sie ja gesehen — gebrochen, geistig,

körperlich, moralisch. — Die ist fertig. Verkommen wird sie, irgendwie. — Das ist ja das Scheußlichste in solchen Fällen, daß fast immer eine sittliche Blutvergiftung damit verbunden ist! —"

„Zwanzig Jahre! Du hast wohl recht. — Wenn nur der Erpressung nicht ein so weites Feld eröffnet würde!"

„Allerdings, aber es gibt Fälle, wo von Erpressung gar nicht die Rede sein kann; z. B. diesmal. Der Kerl hatte ja das ganze Gesicht so wie den Hals zerkratzt — nicht zum Ansehen, das arme, schwache Ding muß sich verzweifelt zur Wehr gesetzt haben . . ."

Der Förster rückte an seinem Halstuch.

Endlich hielt der Zug.

Es war gegen drei Uhr. Er schob den Hut aufs Ohr, pfiff ein Liedchen und betonte, während er von der Station quer durch den Wald auf die Försterei zuschritt, in seinem Gang ein munteres, energisches Tempo. Nicht mehr dran denken . . .

Zwanzig Jahre Zuchthaus für so etwas? Unsinn. Nur aufgeregte Frauen hatte er manchesmal derartige, übertriebene Forderungen an das Gesetzbuch stellen gehört. — Er hatte gelacht. Und heute hatten Männer mit derselben Entrüstung dieselben Forderungen gestellt. Über Männer konnte er nicht lachen.

Es handelte sich, wie es schien, um einen ganz analogen Fall. Merkwürdig, daß sich in einem so kurzen Zeitraum zwei so ähnliche Geschichten zugetragen hatten. Nein — das war nicht merkwürdig. Solche Fälle ereigneten sich oft. Er selbst entsann sich plötzlich einer ganzen Anzahl . . .

Zwanzig Jahre Zuchthaus für etwas, das sich so häufig ereignete. Blödsinnig. Es fuhr ihm kalt über den Rücken. — Nein, es wäre nicht blödsinnig. Wenn derartige, entsetzlich folgenschwere Verbrechen schwerer bestraft würden, so würden sie seltener vorkommen.

Die beiden Männer hatten recht.

Eine laue Feuchtigkeit erfüllte den Wald, und der Himmel, den man zwischen den halbentblätterten Bäumen sah, war grau. Hie und da fiel ein Tropfen. Die Luft lag dem Förster schwer auf den Schultern, und bei jedem Schritt hatte er das Gefühl, etwas aus dem Weg schieben zu müssen. Nur nicht daran denken . . . nicht daran denken!

In den Blättern rauschte es leise, müde sanken sie zu Boden. Durch das Rauschen drang jetzt noch ein Laut — erst aus weiter Ferne ein undeutliches, selbst in seiner Undeutlichkeit unsäglich peinliches Geräusch; es kam näher, wurde schneidend laut; Posaunen, die einen Trauermarsch bliesen, eine sich traurig hinschleppende, in die Erde

hineinsehnende Melodie. Am Rande des Waldes blieb Pribik stehen und blickte hinaus in Freie. Den unebenen Weg zwischen den aufgeackerten, braunen Feldern entlang bewegte sich ein Leichenzug, vorne der Priester im Ornat, zwischen Weihrauch schwenkenden Ministranten, dann der Sarg, von sechs weißgekleideten Mädchen getragen. Wie schwer sie zu tragen hatten! Hinter ihnen ein feierlich hinschreitender Menschentroß.

Das war Jeniks Begräbnis. —

Der Klang der Posaunen fuhr dem Lauschenden wie ein stumpfes Messer durch alle Nerven. Er konnte sich nicht überwinden, aus dem Wald herauszutreten, solange der Zug nicht vorüber war. Der Nebel verwischte die Umrisse. Man sah die einzelnen Menschen nicht. Wie ein langes, düstres Ungeheuer wälzte sich die traurige Prozession durch die Felder.

Hinter einer gelb umschleierten Birke versteckt, hielt sich der Förster unbeweglich. Seine Füße standen schwer und kalt in dem nassen Moos. Jetzt waren die Posaunen verklungen, der Leichenzug seinen Augen entrückt.

Als er nun, seines Weges ziehend, ein paar Schritte gegangen war, hörte er unweit von sich einen halberstickten Wehlaut — etwas wie das Wimmern eines angeschossenen Tiers. Er sah sich

um. Dort auf der Erde, das Gesicht im Moos vergraben, lag ein vor Schmerz zuckender Mädchenkörper.

Er erkannte Stasa, die gleich ihm hinter den Bäumen am Waldrand versteckt dem Leichenzug heimlich nachspähte. Offenbar hatte man es ihr nicht gestattet, ihrem Schatz das letzte Geleit zu geben, hatte sie als unwürdig weggestoßen. Armes Ding! Ein peinigendes Mitleid übermannte ihn, er wollte auf sie zustürzen, sie trösten, sie fragen: „Was kann ich für dich tun, du Unglückliche; verfüg über mich!“ Schon hatte er einen Schritt auf sie zu gemacht, da blieb er stehen und kehrte um. Er hatte Angst, sie könnte ihm eine Szene machen und jemand könne dazu kommen. Das hätte schlecht ausfallen können für ihn.

Durch das kraftlose Herbstlaub ging ein Zischeln, wie ein tausendfältiges Hohnlachen — er krümmte die Achseln wie unter einer Last von unabweisbarer Selbstverachtung. — —

Das Mitleid mit ihr zerfleischte ihn geradezu. In der Försterei konnte er's nicht aushalten; alles drängte ihn zu ihr. Es war wie ein starkes magnetisches Fluidum, das ihn zu ihr zog. Etwas mußte sich doch noch tun lassen für sie.

Er schleppte sich bis an die Hütte mit dem schwarzen Holzgebälk und fing an, sich's zurechtzulegen, was er ihrer Mutter sagen wollte: „Ich weiß, das ist ein harter Tag für Euch und Euer Kind! Mir ist leid, daß das geschehen ist . . .!" Hier kam er ins Stocken. Er sah mit einemmal die Augen der Mutter vor sich; er sah sie genau — groß, starr, hart auf ihn gerichtet, mit einem Blick, der Rechenschaft forderte von ihm. Die Mutter mußte wissen, wie es geschehen war. Wenn Stasa auch früher geschwiegen haben mochte, als sie noch hoffte, die Sache geheimzuhalten, selbst vor der eigenen Mutter: jetzt war der Bann gebrochen, sie mußte sich mit der Mutter ausgesprochen haben.

Scheu eilte er an der Hütte vorbei. — Nein, nein, es ging nicht. Nicht einmal die armselige Erleichterung, ihr eine ausgiebige Unterstützung zu bieten, sollte ihm gegönnt sein.

Das Tageslicht war bereits fahl; dort, wo die Sonne am Horizont langsam sinkend die grauen Wolken entzündete, lag der Kirchhof. Seine düstren Umrisse, die mächtigen alten Linden, zwischen denen man die Kreuze nicht sah, hoben sich ab wie gegen ein drohendes Flammenmeer.. Dorthin lenkten ihn seine Schritte. Er folgte seinen Impulsen mechanisch.

Die Sonne sank, die Flammen am Himmel

starben; nur hier und da schimmerte es noch rot aus den Wolken, wie verlöschende Glut aus grauer Asche. Dort, wo das Dorf lag, breitete sich ein Lichtfleck aus — das hellbeleuchtete Wirtshaus, in dem jetzt getanzt wurde, wie immer nach einem Junggesellenbegräbnis. Eine leichtfertige Musik tönte zu dem Förster herüber, die Melodie war kaum erkennbar, aber der Rhythmus war deutlich der einer Polka; dazwischen verfolgte ihn zudringlich ein scharfes, schiebendes, regelmäßiges Geräusch vom Kirchhof her. Inmitten der in ihm tobenden Aufregung wurde er sich klar darüber, daß es das Zuschaufeln des Grabes war. Eine Schaufel Erde nach der andern. Das Geräusch wurde schwächer, dumpfer, je mehr das Grab sich füllte.

Durch die dichter sinkende Dämmerung sah er jemanden auf den Kirchhof zugehen — eine junge, schlanke Gestalt, deren Schritte zugleich schwankend und eilig waren, — Stasa. Knapp vor dem Friedhof blieb sie stehen, streckte den Kopf vor und kauerte sich dann zu Füßen einer der alten Linden zusammen, die wie zwei große Schildwachen rechts und links von der Kirchhofstüre emporragten. Offenbar wartete sie, bis der Totengräber seine Arbeit beendet haben würde.

Immer dumpfer fiel die Erde zur Erde. Dann kam etwas, das halb wie ein Seufzer, halb wie

ein Gähnen klang. Der Totengräber war fertig und verließ mit schlürfenden Schritten den Friedhof.

Stasa war hineingeschlüpft. Mit dringender Hast, als gelte es, dem Geliebten in die Arme zu stürzen, eilte sie die schmalen Pfade entlang zwischen all den niedrigen Hügeln und Kreuzen bis zu seinem Grab. Sie warf sich darauf der Länge nach, und schluchzend fing sie an, die Erde aufzuwühlen und Liebkosungsworte hineinzustammeln.

Es war jetzt fast dunkel und ganz einsam. Jetzt endlich fand er den Mut sich ihr zu nähern. Und wieder folgte Pribik seinen Schritten, die ihn mechanisch lenkten. Neben dem Grab des Menschen, den er getötet, blieb er stehen und beugte sich über die Unglückliche, die er zugrunde gerichtet hatte.

„Stasa, Stasa, Stasinko,“ murmelte er, „mir ist leid um dich — Stasa, kann ich denn gar nichts tun, um dir zu helfen? Ich täte es so gern!“

Da aber richtete sie sich auf.

„Mir helfen! Wie wollt Ihr mir helfen?“ schrie sie. „Solange er noch lebte, da hättet Ihr ihm die Wahrheit sagen können — geht, oder wenn Ihr nicht gehen wollt, schießt mir eine Kugel mitten ins Herz; den Tod! — Andres nehme ich nicht von Euch an!“

Einen kurzen Augenblick blieb sie starr vor

ihm stehen. Dann, ehe er noch Zeit gefunden hatte, etwas zu erwidern, war sie über die niedrige Kirchhofsmauer gesprungen, neben der das Grab sich befand, und fort. Die unbestimmten Umrisse ihrer Gestalt zerflossen vor Pribiks Auge im Dunkel.

Die Bejlkova behielt recht. Niemand glaubte der nachträglich vorgebrachten Beichte der armen Stasa. Selbst der eigene Vater nicht. Er war nicht zu Hause, sondern in einem mehrere Stunden entfernten Städtchen in der Arbeit gewesen, als der entsetzliche Auftritt zwischen Jenik und dem Förster sich abgespielt hatte. Als ihm nach seiner Rückkehr sein Weib die trostlose Geschichte der Tochter erzählte, zuckte er nur die Achseln und stieß einen Fluch gegen die Tochter aus. Nach einer Weile aber fing die Geschichte an, ihm im Kopfe herumzugehen. Nicht daß er mit einem Male sein väterliches Vertrauen zurückgewonnen hätte; nein. Aber er witterte eine Möglichkeit, Geld herauszuschlagen. Nachdem er die Sache hin und her überlegt hatte, ohne schlüssig werden zu können, begab er sich zu seiner bewährten Freundin Rosalka, der Witwe, die von Kartenlegen und Viehbesprechungen lebte, und ging sie um Rat an.

Sie riet ihm zwei Dinge. Erstens, den Förster sofort um eine bestimmte Summe anzugehen, unter dem Vorwande, eine Mitgift für Stasa sichern zu wollen. Zweitens, die Stasa in einen entfernteren Ort in Dienst zu schicken. Den ersten dieser beiden Ratschläge auszuführen, zeigte sich leicht. Weit entfernt, die Forderung des Mannes als einen Erpressungsversuch von sich abzuweisen, ging der Förster mit der größten Bereitwilligkeit darauf ein. Bejlek trug seine vierhundert Gulden in die Sparkasse in Jaromiritz, verehrte der Rosalka ein rotes Tuch und machte sich daran, den zweiten ihrer Ratschläge auszuführen. Da aber stieß er auf Hindernisse. Sein sonst so sanftes, gefügiges Weib widersetzte sich ihm heftig, wollte nichts davon hören, ihr armes, trauriges Kind in die Fremde zu schicken. Die Mutter blieb fest.

Aber die Mutter kränkelte — das Unglück des Kindes drückte schwer. Mitte November starb sie an einer Erkältung, die mit ihrem geschwächten Körper kurzen Prozeß machte. Gleich nach der Beerdigung nahm Bejlek die Rosalka in sein Haus. Eine Verwandte verschaffte Stasa eine Stelle in einer größeren Fabriksstadt. —

Es mochte gegen vier Uhr sein, als Stasa sich dem Ziel ihrer Reise näherte. Ein Weib, das neben ihr in dem Eisenbahnwagen saß, und mit dem sie unterwegs ins Gespräch gekommen war, forderte sie auf, zum Fenster hinauszusehen, und mit dem Finger nach einer bestimmten Richtung deutend sagte sie: „Das ist Pernik.“ Gegen den sich rötenden Himmel zeichnete sich in grauvioletter Undeutlichkeit ein Stadtumriß, aus dem viele hohe Schlote um die Spitze eines schönen, altgotischen Kirchturmes aufragten.

Der Zug hielt. Die arme Stasa erschrak, es tat ihr leid, sich von dem Weib, mit dem sie sich unterwegs angefreundet hatte, zu trennen. „Ihr steigt nicht aus?“ fragte sie schüchtern.

„Nein, ich fahre weiter!“ . . .

Stasa seufzte. „Wie schade, ich hätte mich so gefreut, wenn Ihr in derselben Stadt geblieben wäret wie ich, — ich bin hier ganz fremd, und mir ist so bang!“ . .

„Armes Ding,“ sagte das Weib, „'s wird auch schwer sein für dich. Pernik ist eine böse Stadt, so viel Fabriken und drei Kasernen! Das bringt allerlei mit sich, was einem jungen Mädchen gefährlich werden kann. Besonders einem, das mit einem so hübschen Gesicht ausgestattet ist wie du. Nun, du mußt eben trachten, recht brav zu sein, und an nichts andres denken, als daran, deine

Herrschaft zu befriedigen und etwas zurückzulegen für deine alten Tage!“

Ehe sie noch zu Ende gesprochen, hatte der Schaffner bereits die Tür des Abteils zugeschlagen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Stasa stand allein auf der Plattform, allein, inmitten eines großen Menschengewühles, in dem es — wie es ihr schien — jeder hauptsächlich darauf abgesehen hatte, den andern aus dem Wege zu stoßen.

Um eine Stunde später erreichte Stasa nach verschiedenen kleinen Mißgeschicken das Haus ihrer Brotgeberin. Es befand sich auf einem schlecht gepflasterten Platz, auf dem nur eine einzige Laterne brannte. Als sie im ersten Stockwerk läutete, öffnete ihr ein starkes, bunt gekleidetes, noch junges, aber bereits überreifes Mädchen mit einem zerzausten blonden Lockenschopf über einem hübschen gemeinen Gesicht. Stasa wurde übel zumute bei ihrem Anblick. Etwas an ihr — Stasa hätte nicht zu sagen gewußt, was — erinnerte sie an die Rosalka.

Das junge Mädchen führte sie in die mit blauen und gelben Backsteinen gepflasterte Küche, in der eine ältere Person, mit einer Haube auf dem Kopfe, um den Herd herumhantierte. „Das

ist die Neue," erklärte das Mädchen mit dem blonden Lockenschopf der ältlichen Person, die offenbar ein Mittelding zwischen Köchin und Haushälterin war; ich werde sie gleich anmelden, Frau Kathi."

Die als Frau Kathi Angeredete fiel ihr in den Arm. „Bleibt da!" rief sie. „Das gnädige Fräulein hat's Euch verboten, ihr noch einmal unter die Augen zu treten."

„Mißgünstige alte Jungfer, wenn sie glaubt, daß ich mir daraus was mache!" rief das Mädchen und stieß ein grelles, unangenehmes Lachen aus. „Na, sie wird wohl auch einmal jung gewesen sein!"

„Schweigt!" rief Frau Kathi; „da kommt die Fanny, die wird die Neue zum gnädigen Fräulein führen!"

Die Fanny war eine große, schlanke Person, Anfang der Vierzig, mit einem gut geschnittenen, übermäßig schmalen, hohlwangigen Gesicht. Sie kam Stasa sehr vornehm, geradezu wie eine Dame vor, Anziehendes aber hatte sie für das junge Mädchen nicht. Sie betrachtete Stasa kritisch und mißbilligend vom Kopf bis zu den Füßen und führte sie hierauf in eine geräumige Stube, die einen zugleich altmodischen und ungemein wohnlichen Eindruck machte. Alles darin atmete

eingewurzelten, ererbten Wohlstand, einen Wohlstand, der seine Gewohnheiten und Vorurteile mitererbt hatte und jede Veränderung nach einer moderneren, ästhetischeren oder komfortableren Richtung als eine unnötige Prahlerei angesehen hätte und als einen an der lieben Vergangenheit begangenen Treubruch, einen Mangel an Pietät.

In einem Ruhestuhl saß, die Arme auf die geraden Seitenlehnen gestützt, eine alte Dame in einem lose um sie hängenden, schwarzen Kleid, und mit einem unter dem Kinn geknüpften Spitzentüchlein auf dem Kopf. Neben ihr auf einem kleinen Tischchen stand ein kleiner Nachmittagsimbiß. Zu ihren Füßen saß ein brauner Dachs und blickte begehrlich nach den knusprigen Zwiebäcken. Als Stasa hinter der gezierten Jungfer eintrat, hob das alte Fräulein die Augen zu ihr auf, schöne, dunkle Augen, die einmal sehr scharf gesehen, aber sich's abgewöhnt hatten, um den Menschen nicht wehezutun. — Jetzt waren sie nur noch freundlich und müde. Die Freundlichkeit steigerte sich bei Stasas Anblick zu aufrichtigem Wohlgefallen. „Das also ist das neue Mädchen," bemerkte sie, sich der tschechischen Sprache bedienend. „Nun, sie sieht nett und gutwillig aus — hoffentlich wird sie Ihnen eine tüchtige Stütze sein, Fanny!"

„Was das anbelangt," — die Stimme der Jungfer klang scharf, und sie hob wie abwehrend die Achseln —, „was das betrifft . . ."

„Ach, lassen Sie's gut sein," verwies ihr etwas ungeduldig das Fräulein; „ich habe Vertrauen zu der Kleinen. Komm her, Kind, tritt ein wenig näher." Stasa trat näher, ihr krauses Haar fing an, im Licht der hohen, altmodischen Öllampe zu flimmern, ihre Wangen waren von der Aufregung gerötet, und in ihren Augen glänzten Tränen.

„Was kannst du denn eigentlich?"

„Waschen, plätten, ein wenig nähen, abspülen . . ." sie wurde immer verlegener, schüchterner beim Aufzählen ihrer bescheidenen Leistungsfähigkeiten — „nichts kann ich, gar nichts — wie ich's mache, ist es ja gewiß nicht so, wie's das gnädige Fräulein gewohnt ist; aber ich will mich so bemühen!" Sie war niedergekniet, um die Hand ihrer neuen Herrin zu küssen. Diese aber rief: „Nur Courage, Kind, es wird sich alles machen — jetzt gehe in die Küche zurück und stärke dich nach deiner Reise; dir muß ja der Kopf brummen von der langen Eisenbahnfahrt. — Morgen wollen wir sehen!"

Während dann Stasa in der geräumigen Kammer, die sie mit Frau Kathi, der Wirtschafterin, teilen sollte, ihren Koffer auszupacken begann, saß Fanny, die Jungfer, in der Küche und kramte vor der Wirtschafterin ihre Bedenken gegen die neue Hausgenossin aus.

„Nichtsnutziges Ding,“ rief sie und ballte die Faust, „nichtsnutziges Ding!“

Frau Kathi schwieg. Das war die beste Art, die Fanny zum Reden herauszufordern.

„Ihr wißt ja, was mein Neffe Jelinek mir für Auskünfte über sie gegeben hat,“ fuhr die Entrüstete fort.

„Ja,“ erklärte die Wirtschafterin, „aber ich merke mir derlei nicht mehr“ — sie berührte erst das eine Ohr, dann das andre — „hier herein, da heraus. Schließlich, was geht's uns an!“ Sie war eine Philosophin. Sie hatte mit zwanzig Jahren einen Schatz gehabt, mit vierzig aus Verstand geheiratet und war mit fünfzig nach glücklich überstandener Ehe in den Dienst des Fräuleins Talatzky zurückgekehrt, in dem sie, mit Ausnahme dieses zehnjährigen Intermezzos ununterbrochen gedient hatte. Sie regte sich über nichts mehr auf, am wenigsten über die sogenannten Sünden ihres Nächsten.

„Daß man mit einer solchen Kreatur dienen

muß! Sie ist nichts wert, ganz und gar nicht," rief Fanny.

Die Wirtschafterin sah ihr gerade ins Gesicht. „Und glauben Sie vielleicht, daß Sie viel wert sind?" fragte sie.

Fanny fuhr auf. „Frau Strakaty! Mir so etwas! Mir hat niemand etwas nachsagen können!"

„Das will ich Ihnen gerne glauben, aber daß der liebe Gott ebensowenig Freude hat an Ihrer Tugend wie an der Nichtsnutzigkeit der Terka" — so hieß die mit dem blonden Lockenschopf — „das können Sie mir glauben!"

„Warum?" schnaubte die Fanny.

„Weil nichts Gutes, nichts Braves ist in Ihrer Tugend, nur Hoffart, Selbstgefälligkeit, Herzensgeiz und vielleicht ein bißchen schlechte Gesundheit dazu. Eine aus diesen Dingen zusammengebraute Tugend ist selbst dem Teufel zu schlecht, und der liebe Gott macht sich daraus nicht so viel —" Die Wirtschafterin schnalzte mit den Fingern. „Ich versichere Ihnen, unsrem Herrgott ist die Terka noch viel lieber als Sie. Die hat doch wenigstens die Brotrinden und Fleischreste für die Bettler gesammelt, und die Krüppel angelacht, aber Sie, Sie werfen die Brotrinde ins Feuer, und vor den Krüppeln ekeln Sie sich."

„Frau Kathi! Das lasse ich mir nicht gefallen

— das nicht. Übrigens wollen wir sehen, wer recht behält; die Neue ist wieder so ein Experiment wie die Terka, und was das gnädige Fräulein an der erlebt hat, wissen Sie. Wo die hinkommt, ahnen wir alle. Sie hätte sich gleich den Koffer hinschicken lassen sollen, den ihr der Dienstmann vor einer Viertelstunde abgeholt hat. Und die Neue wird denselben Weg gehen, das werden Sie erfahren."

Frau Kathi hatte indessen angefangen, Kaffee zu brennen, und zwar mit einer neumodischen Rüttelmaschine. Gegen dieses Geräusch wäre eine österreichische Reichstagsopposition nicht aufgekommen, viel weniger die Fanny. Sie flog zur Küche hinaus, schlug die Türe zu und schloß sich in ihr Zimmer ein. Da Frau Kathi indessen mit dem Kaffeebrennen fertig geworden war, versenkte sie sich in die Lektüre eines Romans von Gerstäcker. Das war ihre Art, sich von den ermüdenden Wirklichkeiten des Lebens auszuruhen.

Fräulein Talatzky bedauerte nicht, daß sie Stasa bei sich aufgenommen; im Gegenteil, sie faßte eine aufrichtige Neigung zu der Kleinen, und diese schrieb nach Hause einer Freundin: „Wenn ich vergessen könnte, daß Jenik tot ist und

mein armes Mütterchen, so wäre ich wie im Himmel."

Christine Talatzky — die „unausstehliche alte Jungfer" nannten sie ihre Standesgenossen, gegen die sie sich abschloß, „die Heilige, der Engel" nannten sie die vielen Armen, denen sie nie müde wurde, Gutes zu tun.

Sie war weder eine Heilige noch ein Engel und am allerwenigsten unausstehlich. Sie war ganz einfach ein reichbegabtes Wesen, das seinen Beruf verfehlt hatte. Ihr eigentlicher Beruf wäre nämlich gewesen, einen ihr ebenbürtigen Menschen sehr glücklich zu machen und einer ganzen Anzahl blühender Kinder das Leben zu schenken. Da ihr das versagt worden war, wendete sie ihre warme brachliegende Teilnahme an alle, die deren bedürftig erschienen.

In ihrer Jugend hatte sie ein wenig für Freiheit und Gleichheit geschwärmt und Anno achtundvierzig in einer Fensternische in Prag die „Marseillaise" gesungen, während unten das Volk Schmähungen gegen das Konkordat ausstieß und Barrikaden baute. Daß die Kugeln rings um das Fenster herumpfiffen, in dem sie stand, hatte sie nicht gestört; aber als sie da unten die ersten getroffenen Menschen in einer Blutlache zusammen-

brechen sah, hielt sie sich die Hand über die Augen und trat zurück. Das blieb immer so. Sie hatte keine Empfindung für persönliche Gefahr, aber der Anblick irgend eines menschlichen Jammers warf sie sofort über den Haufen. Ihre Begeisterung für die Freiheit war aus Mitleid entsprungen und untergegangen im Mitleid. Später war sie viel gereist; besonders in Italien. Sie hatte sich in etwas abzumüden getrachtet, um ihr inneres Feuer zu beruhigen. Denn sie war ein kleiner Vulkan, zumal in ihrer Jugend; jetzt waren die eruptiven Ausbrüche selten, doch die belebende Wärme ging noch immer von ihr aus. Trotzdem sie an die siebzig zählte, war ihr ganzes Wesen von einer unbeschreiblichen Anmut, die sich am schönsten in ihrer Wohltätigkeit entfaltete. Die Wohltätigkeit war für sie nicht eine Pflicht, sondern ein Bedürfnis. Sie fühlte jeden Schmerz so lebhaft mit, daß sie sich überstürzte in Versuchen, ihn zu lindern, und schließlich nicht mehr wußte, ob sie damit sich selbst oder ihrem Nächsten etwas Gutes erwies.

Infolgedessen wohnte den Wohltaten der alten Dame, die nie Almosen, sondern immer nur Geschenke waren, ein ganz eigentümlicher Zauber inne. Alle ihre Schützlinge wären ins Feuer für sie gegangen, am liebsten ihr allerneuester Schützling,

die krausköpfige Stasa, die gar nicht wußte, wie sie sich selbst genügen könne an Beweisen von Opferwilligkeit, und Fräulein Talatzky, die ihr ganzes Leben lang die Unabhängigkeit in Person gewesen war und die Gebrechen ihres Alters, die ihr nötig machten, die Hilfe andrer in Anspruch zu nehmen, als eine Demütigung empfand, nahm von ihr Dienstleistungen an, die sie von keinem andern angenommen hätte.

Die kleine Stasa mit ihren großen, scheuen und freundlichen Augen — ihrem wehmütigen Lächeln und ihrer unüberschwenglichen, zugleich aber rührend bescheidenen Zutunlichkeit, hatte es dem alten Fräulein angetan; und Christine Talatzky, die mit ihren städtisch abgeschliffenen Dienstboten nur das Nötigste zu sprechen pflegte, hielt Stasa oft unter irgend einem kleinen Vorwand neben sich fest, um sich etwas von ihr vorplaudern zu lassen. — Wenn Stasa in der Stadt Besorgungen gemacht hatte, brachte sie immer einen ganzen Sack voll drolliger Geschichten nach Hause zurück. — Die Ursprünglichkeit des Ausdrucks, die Unbefangenheit der Beobachtung, die Feinheit des Empfindens, berührte die alte Dame sympathisch. Sie lachte über Stasas Schilderungen — manchesmal gab sie ihr einen kleinen Klaps auf die Wange, und häufig machte sie ihr ein Geschenk, nur weil

Stasa eine so herzige Art hatte, sich daran zu freuen.

Die merkwürdigsten Dinge schenkte die alte Dame ihrem Schützling; besonders, wenn sie anfing, in ihren Kästen zu kramen, was eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen war: eine kleine silberne Uhr, ein Paar rotseidene Strümpfe, ein altes Seidenkleid.

Stasa war entzückt, brachte die Geschenke triumphierend in die Küche, um sie zu zeigen. Frau Kathi lachte gutmütig, sie kannte die sich mitunter ins Absurde verirrende Großmut der Herrin — und da sie selbst von dem Tand nichts brauchen konnte, gönnte sie ihn dem Kind. Die lange Fanny gönnte überhaupt niemand etwas und zeigte es der Stasa deutlich. Um sich nicht unnötig Verdrießlichkeiten zuzuziehen, gewöhnte sich Stasa daran, die ihr gemachten Geschenke zu verheimlichen. — — Aber sie erhielt alle Tage mehr, denn das Verhältnis zwischen ihr und ihrer alten Herrin gestaltete sich immer inniger und rührender, und die lange Fanny starb beinahe vor Eifersucht. — Sie sprach alle Tage vom Kündigen. Aber sie kündigte nicht, vielleicht weil sie ahnte, daß sie damit allen ihren Hausgenossen ein Vergnügen gemacht hätte.

Das Haus, in dem Fräulein Talatzky lebte, hieß „Bazantnice“, d. h. die Fasanerie. Es war ehemals ein Jagdschlößchen gewesen mitten im Wald, nach und nach war ein Dorf herum entstanden, und als die Stadt sich immer mehr nach jener Richtung erweiterte, hatte eine Vorstadt das Dorf verschlungen. Zahllosemal hatte sich die Architektur rings um die alte Fasanerie erneuert, je nach den Bedürfnissen der wechselnden Einwohnerschaft; die Fasanerie hingegen stand noch immer unverändert da, wie sie vor zweihundert Jahren erbaut worden war, ein einstöckiges Gebäude mit barocken, von Jagdtrophäen durchflochtenen Stuckschnörkeln um die Fenster und hifthornblasenden Gnomen und Waldnymphen aus Sandstein auf seinem Giebel über der ehrwürdigen grauen Fassade.

Der Fasanerie gegenüber streckte sich bergab gegen den Fluß zu eine Anzahl armseliger, baufälliger Häuser um einen großen Hof, der ehemals ein Bauernhof gewesen sein mochte, und um den herum die elenden Baracken nach und nach aus Ställen und Scheunen herausgebaut worden waren. Ein hochgewölbtes, grünes Tor in einem Stück Mauer zwischen zwei der niedrigen Häuser deutete darauf, daß sonst schwerbeladene Erntewagen unter diesem Tor einzuziehen pflegten.

Jetzt wohnte hier der ärmste Teil einer über-

mäßig angestrengten, ungenügend genährten städtischen Bevölkerung; quer durch den Hof zog sich eine übelriechende Gosse, und in allen Ecken und Winkeln waren Kehrichthaufen, in denen kränklich aussehende Kinder herumkrabbelten. Das dürftigste Elend hatte sich hier zusammengefunden, aber es war fast ausschließlich ehrliches Elend. Aus keinem Hause der Umgegend wurden so viele Särge hinausgetragen wie aus dem halbzerfallenen, grünen Tor — einen Verbrecher mit Handschellen hatte man noch nie herauskommen sehen. Der Hof mit den ihn umschließenden Gebäuden hieß „Jama“, d. h. die Grube, und es schwebte über ihm etwas von der stummen Traurigkeit eines Massengrabes.

An der Seite des Platzes links von der Fasanerie stand eine Reihe ganz neuer, zweistöckiger Häuser mit blankgeputzten Fenstern und mit sauberem, grellgelbem Anstrich. Sie waren von einem kühnen Unternehmer hier erbaut worden, um den Wert der Baustellen zu heben; sie verkehrten nur untereinander, schienen mit Neid auf das alte Schlößchen, mit Verachtung auf die Zufluchtsstätten des Elends zu blicken und in erregter Spannung auf den Zeitpunkt zu warten, da die ganze bauliche Umgebung eingerissen werden, aus den Trümmern eine neue, nach ihrem Ebenbild erschaffene Architektur und mit ihr eine neue Ära

erstehen sollte, die der alleinseligmachenden Mittelmäßigkeit.

Diesen sauberen, einwandfreien Häusern gegenüber schrägte sich der Platz ein wenig zu; dort zwischen der traurigen Sama und der malerischen und vornehmen alten Fasanerie stand noch ein Haus und zwar ein sehr merkwürdiges: mit verrußten, dunkelgrauen Mauern und abgesprungenen Kanten, die Fenster blind, die in einer sehr tiefen Nische eingelassene Brettertür bei Tag immer verschlossen. So sah es fast aus wie ein totes Haus, eine düster vor sich hinbrütende Ruine.

Ein-, zweimal konnte man daran achtlos vorübergehen; hatte man es aber bemerkt, so fesselte es den Blick immer wieder durch irgend eine nicht deutlich erklärbare, die Neugier aufreizende, die Phantasie aufregende, unheimliche Eigenschaft. Es war nicht wie andre Häuser. Es stand außerhalb jedes Verkehrs. Ein Bannkreis sonderte es von seiner Umgebung ab. Um ein Jahrhundert jünger als die alte Fasanerie und nicht ganz so vornehm, war es doch ein Haus, das früher bessere Tage gekannt haben mußte. Es war ziemlich geräumig, hatte einen Oberstock und Mansarden in seinem fast nach chinesischer Tempelart doppelt geschwungenen, mit gewölbten Zwiebeln gedeckten Dach. Die altmodisch breiten, niedrigen, kleinscheibigen

Fenster saßen in eigentümlichen Steinumrahmungen.

Das Haus bildete die Ecke zu einer schmalen, düsteren Straße, und die Seite, welche in die düstere Straße hinaussah, war schmucklos, fast schwarz; nur zwischen zwei Fenstern, ganz willkürlich angebracht, war eine alte Wandmalerei. Wenn man aufmerksam hinsah, konnte man unter all dem Schmutz, der darüber hingegangen war, noch das Bildnis von zwei nackten menschlichen Gestalten erblicken: Eva, die Adam den Apfel reicht. Über ihnen aus einem Baum, von dem nichts als ein paar gelbe Flecke geblieben waren, die Früchte darstellen sollten, grinste die Schlange.

Was war das Haus?

Ehemals sollte es ein Nonnenkloster gewesen sein — und anno 66 ein Choleraspital — und jetzt ...

Stasa hatte sehr genau das Gefühl, daß es nicht war wie andre Häuser, daß sich etwas Unheimliches hinter seinen grauen Mauern verbarg. Bei Tage lag es still, finster und verlassen, bei Nacht aber entfaltete sich darin ein seltsames Leben. Stasa merkte es erst, als ihr Schlaf unruhig und fiebrig wurde, und das war gegen Anfang Mai, als der vereinsamte Fliederbusch neben dem Tor der Jama anfing zu blühen. Da hörte sie einmal in ihrem Traum Musik, und ihr war, als sei sie

auf dem Tanzboden, dem alten, wohlbekannten Tanzboden in Bolechov, und sie tanzte, aber sie hätte nicht sagen können, mit wem, denn das Gesicht desjenigen, der sie in den Armen hielt, wechselte mit jedem Augenblick; bald war es blond, bald schwarz, bald bärtig, bald glatt — alle Gesichter, denen die Stasa in der letzten Zeit auf der Straße begegnet war, schienen darüber hinzuziehen; nur die Züge des verstorbenen Geliebten trug es niemals — und sie tanzte und tanzte, bis ihr schwindlig wurde und sie auf den Boden fiel.

Da erwachte sie.

Das Blut war heiß in ihren Adern, es pochte ihr in den Lippen und in den Fingerspitzen. Es sauste ihr in den Ohren, aber durch das Sausen hindurch hörte sie, so wie man das Summen eines Insektenschwarmes durch das Rauschen des Waldes hört, eine leise Musik.

Das Sausen in ihren Ohren wurde schwächer, die Hitze in ihrem Blute unerträglicher; sie sprang auf, lief ans Fenster — das finstre, stille Haus war lebendig geworden. Aus den Fenstern schimmerte Licht durch farbige Gardinen. Was dahinter vorging, konnte man nicht erkennen. Es war alles noch geheimnisvoller, noch schauerlich unbestimmbarer als bei Tag. Anfänglich mutete es Stasa an wie Gespensterspuk. Sie hatte von Häusern

gehört, die, durch ein großes, zwischen ihren Mauern begangenes Verbrechen verödet und vereinsamt, den ganzen Tag wie ausgestorben still daliegen, um sich in der Nacht unheimlich zu beleben. Sie öffnete das Fenster, um besser zu sehen.

Die Wirtschafterin, deren Zimmer Stasa teilte, dehnte und reckte sich in ihrem Schlaf; endlich öffnete sie die Augen, setzte sich auf. „Was machst du?" rief sie. „warum steht das Fenster offen!"

„Mir war so heiß," erwiderte Stasa, „und drüben ist Musik, die weckte mich!"

„Die Musik —! . . . armes Ding — es war nicht die Musik, die dich geweckt hat. Es war der Frühling!" „Der Frühling!" flüsterte Stasa, und das Wort hatte für sie einen andern Klang als je zuvor. Es lag schwer und ermattend auf ihren Lippen wie eine Liebkosung. Plötzlich sich von dem Fenster abwendend trat sie an das Bett der Wirtschafterin, leise, wie ein Kind im Dunkeln, das Angst hat, ein schlummerndes Grauen zu wecken, flüsterte sie: „Was für ein Haus ist das?"

„Was für ein Haus soll's sein? Das Haus des Teufels ist's! Und jetzt schließe das Fenster und lege dich nieder. 's schickt sich nicht für eine junge Person, am Fenster zu stehen und da hinüber zu gaffen. Nicht einmal solang die Nacht dich verbirgt; und der Morgen ist nah!"

Stasa ging an das Fenster, um es zu schließen; sie zitterte am ganzen Körper, ihr Verständnis hatte sich nicht ganz geklärt, und ihr Grauen hatte zugenommen.

Auf dem blassen Nachthimmel fingen an rosige Flecke zu schimmern, und aus dem Fliederbusch neben dem Tor der Jama drang in die dunstige Stadtluft der süße, reine und wehmütige Hauch seiner frisch erblühten, weißen Dolden.

Da tönte aus dem Hause ein fürchterlicher Lärm. Kreischen und Fluchen und das Klirren von zerbrochenem Geschirr. Ein Betrunkener mit weit aufgerissenem Hemd flog auf die Straße hinaus; mit wagrecht ausgestreckten Armen suchte er nach einer Stütze, die er nicht finden konnte, — fluchte, fiel um und schlief ein.

Ein paar Arbeiter traten aus dem halb zerbröckelten Torbogen der Jama. Einer von ihnen stieß den Betrunkenen mit dem Fuß. Ein andrer heftete die Augen auf das rätselhafte Haus und sagte etwas Mißbilligendes; dann fiel sein Blick auf Stasa. Eine Verwunderung trat auf sein Gesicht; Stasa sprang zurück. Sie merkte, daß die Nacht ihr die schützenden Schleier vom Körper gezogen hatte, sie sah plötzlich ihre weißen Schultern und Arme nackt. Sie flüchtete in ihr Bett, als ob ihr jemand in die Stube hätte nachspringen mögen und zog das Laken über ihren Kopf.

Als sie um eine Stunde später aufstand, war das Haus wieder grau und still, und alles, was Stasa gehört und gesehen, erschien ihr wie ein häßlicher Traum.

Von da ab übte das traurige Haus drüben eine eigentümliche Anziehungskraft auf sie. Sie fürchtete sich davor. Nie ging sie daran vorbei, ohne sich möglichst fern davon zu halten; aber wenn sie vorüber war, sah sie sich um.

Einmal in der schmalen, düstren Gasse, in der auf der Seitenfront des bösen Hauses die beiden Gestalten des ersten Menschenpaares abgebildet waren, hörte sie über sich ein freches Kichern. Unwillkürlich blickte sie auf. In einem Fenster nebeneinander lagen zwei Mädchen, die eine in einer rosa und die andre in einer hellblauen Bluse, beide geschminkt und mit zerzausten Lockenköpfen.

Die in der rosa Bluse war es, die gelacht hatte. Jetzt rief sie leise in die menschenleere Straße hinunter: „Stasa! Stasinko!“ Stasa erkannte in ihr das Küchenmädchen, an dessen Stelle sie getreten war. Wie vom bösen Geist verfolgt, lief sie nach Haus.

Dort angelangt, erzählte sie ihren Schrecken der Frau Kathi und äußerte ihr Erstaunen dar-

über, daß das gnädige Fräulein in dieser Nachbarschaft weiter verbleibe, und daß der Unfug inmitten einer so anständigen Umgebung geduldet würde.

Frau Kathi zuckte nur die Achseln. „Die Gegend hier ist arm,“ sagte sie; „da muß sie sich mancherlei gefallen lassen. Das graue Haus drüben ist für den Abbruch bestimmt, und ob der Teufel indessen seinen Unfug darin treibt oder um eine Gasse weiter, das ist ganz gleichgültig. Was unser Fräulein anbelangt, die ist eine Heilige; der schadet's nicht; sie ist in der alten Fasanerie geboren, sie hat in der alten Fasanerie Freud und Leid erlebt, es ist kein Wunder, daß sie auch darin sterben will; aber du könntest dich in acht nehmen; was hast du dich nach dem Teufel umzusehen? Der ist wie eine Klapperschlange; wenn's ihm einmal gelungen ist, unsern Blick auf sich zu ziehen, so läßt er uns nicht mehr los; wenn man ihm hundertmal davonläuft, immer kommt man auf denselben Punkt zurück — dort, wo er wartet. Das merke dir!“

„Wie könnt Ihr mir nur so etwas sagen! Lieber — ins Wasser, zehnmal lieber ins Wasser!“ entgegnete Stasa. Frau Kathi schüttelte den Kopf und deutete mit dem Daumen über ihre Schulter.

„Die Spelunke drüben ist für die, die das Wasser suchen, und den Weg dahin nicht finden

können, für die, die vergessen möchten und doch Angst haben, zu sterben. Nimm dich in acht!"

In den aus feuchten und düsteren Höfen herausführenden Torbogen hockten müde Weiber, die welkende Rosensträuße verkauften, und die schwüle Luft war durchzogen von den Liebesliedern italienischer Leierkästen. Der ungewohnte städtische Sommer legte sich schwer und drückend auf Stasa. Jetzt brütete der August über Pernik.

Ursprünglich hatte Fräulein Talatzky die Absicht gehegt, den Sommer auf dem Lande zu verbringen, wie alle Jahre, und Stasa zählte die Tage bis zur Abreise; sie war wie eine Kranke, die hofft, daß ihr in einer andern Umgebung Genesung zuteil werden wird. Nur wieder hinaus ins Freie, aufs Land, aufs Land, wieder Gras unter den Füßen fühlen, wieder Luft atmen, die nach frisch gemähtem Heu und Rosen duftet!

Aber Fräulein Talatzky verschob die Übersiedlung in den kleinen Kurort an der böhmisch-mährischen Grenze von einem Tag zum andern. Woche um Woche verging; immer wieder fing sie an, ihre kleinen Vorbereitungen zu treffen, immer wieder unterbrach sie sich, wollte sich erst ein wenig erholen, aber anstatt sich zu erholen, fühlte sie sich

nur noch müder. Heute jedoch war eine lebhafte Unruhe über sie gekommen. Sie ließ die Koffer vom Boden herunterbringen, sie wollte reisen, es sollte gepackt werden, so schnell als möglich, — sie ging von einem Schrank zum andern, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei, aber sie konnte sich kaum auf den Füßen halten; matt und schwindlig mußte sie sich an den Möbeln festklammern.

Einmal fiel ihr das Schlüsselbund aus der Hand. Stasa hob es auf und reichte es ihr; dabei küßte sie die Hand ihrer Beschützerin ein paarmal hintereinander. Der Anblick der hilflosen Gebrechlichkeit der alten Frau weckte alles in ihrer Natur, was gut und warm und zärtlich war.

Sie führte ihre Herrin in einen Lehnstuhl und drückte ihr das Polster zurecht. Dabei verlor sie ihre Selbstbeherrschung und fing an zu weinen; und ihre Tränen verbergend, kniete sie nieder, als wolle sie die Röcke des alten Fräuleins zurechtzupfen. Fräulein Talatzky merkte die freundliche Verstellung; sie streichelte den blonden Scheitel des jungen Mädchens und murmelte mit ihrer absterbenden, unendlich sanften Stimme: „Du möchtest wohl sehr gern aufs Land, Kind?“

„Ich möchte, daß das gnädige Fräulein recht bald gesund würde!“ gab Stasa zur Antwort.

„Gesund,“ seufzte das Fräulein traurig. Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ich will mich aufraffen; nächste Woche reisen wir bestimmt — ich will ein Telegramm aufsetzen, das du auf die Post tragen kannst, ein Telegramm an den Wirt in Brandeis, der für mich die Sommerwohnung gemietet hat.“

Sobald das Telegramm aufgesetzt war, eilte Stasa damit zur Post. Sie trug jetzt Schuhe und Strümpfe und auf der Straße einen einfachen, gelben Matrosenhut mit einem dunkelblauen Band. Sie sah sehr niedlich, fast wie ein Fräulein und jedenfalls wie eine bildhübsche kleine Kammerzofe aus. Alle Leute sahen ihr nach. Aber sie merkte es nicht, sie merkte auch kaum, daß das Pflaster unter ihren Füßen brannte, sie dachte nur eins — „aufs Land, aufs Land!“

Sie hatte die Depesche aufgegeben und beeilte sich, nach Hause zu kommen; da bemerkte sie, daß ein Mann neben ihr ging. Sie wurde ängstlich, wagte nicht aufzusehen, lief rascher, machte einen Umweg, kam in die breiteren, bewegteren Straßen; plötzlich wurde sie gewahr, daß sie sich verirrt hatte, und blieb stehen. Auch der Mann neben ihr blieb stehen; er legte ihr die Hand auf den Arm. „Stasinko, was du nur so läufst — läufst vor mir davon, als ob du fürchtetest, ich wolle dir etwas Böses tun! Ich wollte dich doch nur begrüßen,

dir sagen, wie sehr ich mich freue, dein liebes Gesichtchen wiederzusehen!“

Jetzt stahl Stasa doch einen Blick zu ihm hinauf. Die Stimme klang so bekannt. Sollte das am Ende — Ja, es war der Sohn der Fialkowa, Karel, der „das Unglück“ gehabt hatte und dafür ins Zuchthaus gekommen war. Sie schämte sich für ihn, daß er im Zuchthaus hatte sitzen müssen, und zugleich überkam sie etwas wie Mitleid.

Er sah blaß aus, trug vertretene Stiefel und einen fadenscheinigen Anzug. Trotz der etwas weichen, verschwommenen Züge war sein von dichten, braunen Locken umrahmtes Gesicht hübsch. Seine Mutter pflegte oft zu behaupten, es sei sein hübsches Gesicht gewesen, das ihn ins Unglück gebracht.

Er hatte nichts Männliches, hingegen etwas fast rührend Kindliches, eine Art Weichheit und Gutmütigkeit, die man oft mit gänzlicher Charakterlosigkeit gepaart bei Menschen findet, denen Ehr, Pflicht und Moralbegriffe einfach nicht beizubringen sind.

„Bist du auch zu stolz, um mich noch zu kennen?“ seufzte er. „Siehst du, von dir hätte ich das nicht erwartet, von dir am allerwenigsten!“

Die Scham stieg ihr in die Wangen und mit der Scham ein auflehnender Zorn. „Warum am wenigsten von mir?“ rief sie aus.

Er lächelte und sah sie vertraulich blinzelnd an, so, als ob er erwartet hätte, daß sie auch lächeln würde; aber sie lächelte nicht; sie war hart daran, ihm ins Gesicht zu schlagen. Als er das begriff, verschwand das Lächeln von seinem Gesicht, er trat einen Schritt von ihr zurück, zuckte die Achseln und sagte: „Ich meinte nur so . . . weil . . . weil du auch Unglück gehabt hast“.

„Ja! Unglück habe ich gehabt!“ murmelte sie mit unendlicher Bitterkeit.

Er wurde verlegen, wie mancher Klügere es zu werden pflegt, wenn sich ihm ein Schmerz offenbart, der seine Teilnahme berührt, ohne sein Verständnis zu erreichen. „Na . . . siehst du . . . Unglück — Unglück ist eben das rechte Wort . . . wir haben beide Unglück gehabt . . .!“

„Aber Ihr tragt Schuld an Eurem Unglück, ich nicht!“ rief sie heftig.

„Schuld, . . . solltest du wirklich gar keine Schuld daran tragen?“ fragte er.

„Gar keine. Das weiß Gott,“ entgegnete sie finster.

Eine Weile schwieg er; dann: „Das freut mich für dich, Stasa,“ bemerkte er, mit der Geschicklichkeit, sich den weiblichen Illusionsbedürfnissen anzupassen, die ihm schon so viele Freundinnen erworben hatte. Natürlich glaubte er an Stasas

Schuldlosigkeit nicht einen Augenblick. Offenbar aber, so sagte er sich, hatte sie sich in den Unschuldswahn hineingeredet — warum ihr die Freude nehmen.

„Ja! es ist immer ein großer Trost, sich unschuldig zu wissen,“ seufzte er und sah zu Boden.

Sie stutzte. Sie hatte ihn nie gemocht, aber seine Worte rührten sie und ihn unter ihren langen dunklen Wimpern mit scheuem Mitleid betrachtend, murmelte sie: „vielleicht seid Ihr auch nicht so schuldig, wie man es von Euch denkt!“ Sie konnte sich nicht entschließen, ihm du zu sagen — obzwar er sie so angeredet hatte und sie ihn auf dem Dorfe immer so genannt. —

„Da hast du recht!“ rief er eifrig, „stehlen … stehlen, in deinen Augen ist das etwas Schreckliches; und ich geb's ja zu, auf dem Dorfe, wo jeder nur gerade genug hat, seine kärglichen Bedürfnisse zu befriedigen, ist's eine böse Sache. In der Stadt aber, wo der eine im Fett erstickt — und der andre kurz neben ihm dem Tod entgegenhungert … und man muß zusehen! … In allen Fingerspitzen dreht sich einem da der Kopf vor Mitleid — besonders wenn man ein Mädchen lieb hat, und sie wird krank, weil ihr's am Allernötigsten fehlt; … und man gönnt sich gar nichts mehr, nur um sie unterstützen zu können, — aber es taugt doch nicht, und man zerbricht sich den

Kopf, wie da zu helfen wäre — und findet nichts, und in der Nacht liest man Bücher und alte Zeitungen, weil man nicht schlafen kann — und da steht's groß gedruckt: Reichtum ist angesammelter Diebstahl, der Besitz ist Diebstahl!"

„Aber geht; — wie könnt Ihr mir nur so dummes Zeug vorschwätzen," fiel Stasa ein, „das kann doch in keinem vernünftigen Buch stehen!"

„Ob das Buch, von dem ich rede, vernünftig ist, das weiß ich nicht —" erwiderte er. — „Aber daß es von einem sehr gescheiten Mann geschrieben ist, das weiß ich — und auch, daß es ein sehr berühmtes Buch ist und daß dasjenige, was du das dumme Zeug nennst, wirklich und tatsächlich drin steht, weiß ich auch!"

„Mein Gott ... mein Gott, sind die gescheuten Menschen doch verdreht," rief Stasa.

„Da magst du recht haben," gestand er ihr zu, „was das heißen soll, daß der Reichtum angesammelter Diebstahl ist, habe ich auch nie begreifen können, daß aber der Diebstahl keineswegs etwas so Schlimmes ist, wie man es gewöhnlich annimmt, das ist sicher. Was hieß denn z. B. in meinem Fall stehlen. Dem Reichen etwas von dem Überfluß abzwingen, den er sich weigert, freiwillig für einen Armen herauszugeben — ist das etwas Schlechtes? Überleg's doch einmal!"

Ihr wurde ganz wirr im Kopf. „Es ist schlecht — es ist ganz gewiß schlecht,“ murmelte sie. Er fing an, ihr unheimlich zu werden — sie wollte von ihm fort. Aber er hielt sie fest. „Natürlich würde ich es unter gar keinen Umständen mehr tun für mich,“ so versicherte er — „aber für sie — für meine arme Helenka hab ich's eben getan.“ — Bei diesen Worten, die er mit tiefem Gefühl gesprochen (anscheinend) wischte er sich die Augen.

„Verachtest du mich sehr?“ murmelte er, ohne sie anzusehen.

„Nein,“ fiel's ihr unsicher von den beklommenen Lippen, „aber . . . häßlich war es doch!“

„Du hast recht,“ gestand er einfach, worauf sie sofort von dem Gedanken beunruhigt wurde, gar nicht recht gehabt zu haben, sondern viel zu streng gewesen zu sein. — „Mir . . . mir ist sehr leid um Euch,“ murmelte sie in ihrer treuherzigen Weise, „sehr“. Sie hatten jetzt die Gartenanlagen inmitten der Stadt erreicht, die den Namen Stadtpark trugen — Stasas Weg führte quer hindurch.

„Wenn du dich nicht zu sehr für mich schämst, setz dich einen Augenblick da mit mir nieder,“ sagte er, auf eine Bank deutend, „wir plaudern noch ein wenig!“

Erst zögerte sie, dann kam von neuem das große Mitleid, sie setzte sich. —

Das Laub der Fliederbüsche um sie herum war welk und raschelte in dem heißen kurzatmigen Augustwind, wie Papier, der Rasen war rostbraun.

„Wenn wir uns doch irgendwo treffen könnten, Stasinka,“ sagte er, „da könnte ich dir alles erzählen. — Ich bin wirklich kein schlechter Mensch. Du . . . hast du nur einen freien Abend.“

„Oh ja, ich könnte mir wohl einen ausbitten; — nur . . .“

„Ach natürlich nehm ich noch eine Freundin mit,“ versicherte er, „aber siehst du, es wär zu schön, so ein ganzer Abend mitsammen, und wir könnten uns ausbeichten gegenseitig. Ich kenn ein Wirtshaus, ein ganz bescheidenes — hinter dem ist ein großer Garten — Bäume in den Ecken fast so groß wie die drei Ulmen neben dem Kreuz bei uns. In dem Garten tanzen wir die ganze Nacht. Und die Musik dort ist herrlich, die singt einem Erinnerungen in die Ohren, man sieht die Heimat vor sich — so deutlich — ach die Heimat.“ Er zog die Brauen zusammen und die Hände zu Fäusten ballend, streckte er die Arme weit vor sich hin. „Weißt du, es ist ein eigen Ding um die Heimat; man sehnt sich danach wahnsinnig, und wenn man einmal wieder nach Hause kommt, so ist die Heimat weiter von einem entfernt, als früher: das ist, weil man nicht dieselben Augen

hat sie anzuschauen — weißt du, — ... wie soll ich das sagen ... Wenn man sich nach der Heimat sehnt, so ist's nicht wegen der paar Gänseblümchen im Gras und der Luft, die nach Linden und Kiefern riecht; nein, es ist, weil man den Menschen wiederfinden möchte, der das früher genossen hat, den Menschen, der man selber war; und man sucht und sucht ihn und kann ihn nicht finden, denn er ist tot ... tot — aber wir können ihn doch nicht vergessen; — denn er ist in uns — wir müssen ihn mit uns herumschleppen ..." Er zerrte an seinen ineinander verschränkten Fingern, bis die Knöchel krachten und stierte vor sich hin in den Sand. „Drei Jahre hab ich mich nach der Heimat gesehnt; und nur einen Tag hab ich's dort ausgehalten; ich hatte dort immer das Gefühl, als ob ich über lauter Gräber hinschritte. Die Mutter hat mich gebeten, ich möge bleiben — aber ich nur fort, nur fort; — und wie ich weg war, kam die Sehnsucht von neuem ... Erinnerst du dich noch, am Ende des Dorfes, da liegt der Teich neben einem Obstgarten, und am Rande des Teiches steht ein großer, alter Apfelbaum. Anfang Mai blüht er, und dann fallen seine Blüten auf das Wasser, und zwischen den Blüten schwimmen die jungen Enten ganz flaumig und hellgelb, und mit Füßchen, die aus dem Wasser herausragen und

die wie die Knospen von Feuerlilien aussehen, und hinter ihnen durch das dunkelgrüne Wasser ziehen sich zwei breite, schrägzulaufende, wie Silber glänzende Streifen und manches Mal tauchen sie unter und bleiben eine ganze Weile unter Wasser, dann — schwapp sind sie wieder oben — erinnerst du dich?"

Sie nickte traurig, zwei große Tränen rollten ihr über die Wangen.

„Stasinko!" rief jetzt eine alte rauhe, jedoch keineswegs unfreundliche Stimme ermahnend aus. Es war Frau Kathi, die ihrerseits ausgegangen war, um Besorgungen zu machen. Sie streifte den jungen Menschen in den abgetragenen Kleidern mit einem mißbilligenden Blick — und wiederholte noch einmal: „Aber Stasinko!"

Stasa wurde feuerrot und ohne sich von Viala zu verabschieden, sprang sie auf und schloß sich der Haushälterin an.

Kaum waren sie ein paar Schritte gegangen, so rief diese unwirsch; „sag, was ist dir denn eingefallen, dich mit diesem Jungen einzulassen!"

„Er ist aus demselben Dorf wie ich, wir haben uns von Kindheit an gekannt, und er hat mir leid getan," murmelte Stasa beschämt. —

„Halt dir ihn nur vom Leib, das ist kein Verkehr für dich!"

Stasa sah die alte Frau, die es offenbar gut

mit ihr meinte, ängstlich von der Seite an. „Woher kennt Ihr ihn denn?“ fragte sie. —

„Er war öfters bei unsrem Fräulein betteln; eines Tags, nachdem er dagewesen war, hat man die goldne Uhr des Fräuleins vermißt!“

„Mein Gott!“ Stasas Augen blieben starr — „hat sich's herausgestellt, daß . . .“

„Nichts hat sich herausgestellt, das Fräulein hat sich geweigert, ihn anzuklagen — aber er war allein in dem Zimmer mit der Uhr — und seither hat er sich nicht mehr bei uns gezeigt.“

Stasa schämte sich jetzt dafür, so lange mit ihrem Landsmann gesprochen, sie schämte sich dafür, Mitleid mit ihm gehabt zu haben. — —

Sie quälte sich vor Scham. Dann vergaß sie die Scham über etwas andrem, das sie noch mehr quälte, das war das Heimweh, das seine Gespräche in ihr angeregt hatten. —

Sie träumte von zu Haus, als sie mitten in der Nacht aufwachte, schluchzte sie vor Sehnsucht; — — Sehnsucht nach dem frischen Hauch der aus den Wiesen vor ihrem Fenster drang — nach dem kleinen lieben Stübchen mit den Heiligenbildern an den weißen Wänden und den Blumentöpfen auf dem Fensterbrett, nach den zarten liebkosenden Händen des Mütterchens, das tod und nach . . . ja nach dem sich arglos ins Leben hineinfreuenden

jungen Ding, das sie ehemals gewesen und das ohne zu sterben von der Welt verschwunden war.

Sie schluchzte so laut, daß Frau Kathi davon erwachte. „Armes Ding,“ murmelte die, bet ein Vaterunser“. — Dann schlief sie wieder ein. —

Stasa konnte nicht mehr einschlafen.

Sie schämte sich für ihn; aber sie hatte doch Mitleid mit ihm. Sie konnte das Mitleid nicht überwinden. „Er muß doch ein guter Mensch sein,“ sagte sie sich, „sonst hätte er nicht so schön von der Heimat sprechen können! Wie schrecklich ihn seine Vergangenheit drücken muß. Und was die Geschichte mit der Uhr anlangt, wer weiß, ob er da schuldig ist; — ein Mensch, auf den einmal ein böser Verdacht gefallen ist, dem mutete man immer leicht alles Böse zu.

Bei dem Gedanken wurde das Mitleid mit ihm noch inniger und trauriger.

— — — — — — — — — — — — — —

Arme Stasa! Er verdiente das Mitleid nicht; oder nur sehr wenig. Er war einer von jenen, die nicht schwer tragen an ihrer Degradation. Diese Degradation hatte seine der Tiefe zuneigende Natur von allem Streben nach dem Höheren entbunden. Seitdem er gesessen hatte, wälzte er alle sittlichen Verantwortungen auf sein Unglück ab,

und klagte das Schicksal dafür an, daß es ihn zwang, Dinge zu tun, die ein anständiger Mensch nicht tun mußte. Er wäre selber gewiß auch lieber ein anständiger Mensch gewesen, wenn er sich's hätte leisten können, da's nicht möglich war, so mußte er sich eben in seinen Verhältnissen zurecht finden wie's ging, ohne sich das Leben unnötig noch schwerer zu machen als es schon war. —

Was nun das Heimweh anlangt, durch das sich Stasa verwandtschaftlich mit ihm berührt gefühlt hatte — so war das merkwürdigerweise echt. —

Das Heimweh ist eine charakteristisch slawische und ganz besonders böhmische Eigenschaft. — Wenn der gemeinste böhmische Verbrecher unter dem Galgen steht, kann man überzeugt sein, daß er, ehe ihm die Augen brechen, noch sehnsüchtig an die von Hundskamillen durchblühte Hutweide zurückdenkt, auf der er als barfüßiges Kind seine Gänse gehütet hat.

Aber wenn der Hang zum Heimweh auch eine ganz gewöhnliche Eigenschaft ist, die Viala mit tausenden seiner Landsleute teilte, so war hingegen seine Fähigkeit, dieses Heimweh poetisch auszudrücken, eine persönliche Gabe.

Er war überhaupt begabt, und der Umstand hatte beigetragen zu seinem Unglück, wie er — zu seiner sittlichen Verkommenheit, — wie die Welt es nannte.

Auf der Dorfschule war er dermaßen wegen seiner vielseitigen Talente bewundert worden, daß seine Familie sich entschlossen hatte, ihn studieren zu lassen, es koste was es wolle. Sein Vater war bald gestorben, aber seine Mutter und Schwester hatten getan, was sie konnten, um ihm die nötige pekuniäre Unterstützung zu verschaffen; sie hatten gehungert und gespart — auch soweit es der dörfliche Anstand erlaubte, betrogen und gestohlen für den guten Zweck.

Unter den Umständen hatte er nicht ohne Auszeichnung das Gymnasium absolviert. Dann war das Unglück gekommen. Auf eine normale, bürgerliche Verwertung seiner Kenntnisse mußte er von da an verzichten. Er hatte es mit der Schriftstellerei versucht, und anfangs nicht ohne Erfolg kleine Erzählungen in Zeitschriften publiziert. — Aber seine angeborne Trägheit und Weichlichkeit, sein Hang zum Trunk und andren Ausschweifungen machten ihm ein anhaltendes Aufraffen unmöglich. — Jede Art Arbeit widerstrebte ihm auf die Dauer. Jetzt lebte er von Liebesbriefen, die er für schreibunkundige Arbeiter verfaßte; und im übrigen von was sich ihm bot. Er ließ sich von seinen Freundinnen unterstützen. Sein Lebenspfad nahm eine immer abschüssigere Richtung . . .

Obzwar Stasas Gedanken ihm nachhingen, fürchtete sie sich doch unaussprechlich vor einer neuerlichen Begegnung mit ihm. Es war ihr ein Trost, sich zu sagen, morgen reisen wir aufs Land, — aber als der Morgen kam, war Stasas gütige Herrin von einem leichten Unwohlsein befallen worden — und die Reise wurde verschoben — dann immer weiter verschoben. — Es war schließlich nicht mehr die Rede davon. Fräulein Talatzky hatte keine Lust mehr dazu.

Stasa war trostlos darüber. — Sie konnte es kaum mehr aushalten in der dumpfen Stadt und fing an recht schlecht auszusehen. Sie magerte ab und verlor ihre Farben. Ihr feines Näschen spitzte sich, und ihre, Augen, die immer sehr groß gewesen waren, fingen an, sich übermäßig herauszurollen, um jeder Kleinigkeit halber brach sie in Tränen aus und wenn sie zum Morgen- und Abendgruß ihrer alten Herrin die Hand küßte, brannten ihre Lippen wie Feuer. — Sie hatte ihren Schlaf und ihre Eßlust verloren — und manches Mal zitterten ihr des Morgens beim Aufstehen die Hände und Füße. Sie besorgte ihren Dienst nicht mehr so pünktlich wie früher, oft setzte sie sich mitten im Tag in ihre Kammer und brütete, die Hände im Schoße, vor sich hin. — Dann wieder raffte sie sich auf, ergab sich einer

angekünstelten Heiterkeit, lief treppauf, treppab, verrichtete eine Unmenge anstrengender und unnötiger Arbeit, die niemand von ihr verlangt hatte, steckte sich eine Blume ins Haar und fing an zu singen.

Die lange Fanny war empört, Fräulein von Talatzky hingegen ließ das arme Ding gewähren. — Sie wußte es, daß wenn die Stasa sang, sie am allertraurigsten war.

Ihr Gesang war etwas Herzbrechendes und klang immer wie ein Angstschrei. Die arme junge Stimme, deren ursprüngliche Süßigkeit noch manches Mal durchbrach, war heiser und gebrochen.

Fräulein Talatzky ließ den Arzt kommen. — Als dieser, nachdem er das Mädchen mit ein paar oberflächlichen jovialen Phrasen beruhigt, mit der alten Dame allein blieb, schüttelte er bedenklich sein erfahrenes graues Haupt.

Die Nerven der Kleinen seien stark angegriffen, erklärte er; wahrscheinlich infolge einer tiefen Gemütserschütterung und eines mühsam niedergekämpften Leides. Zwar befände sich ihr böser Zustand in den Anfangsstadien — doch sei er immerhin sehr besorgniserregend. — Sie brauche Ruhe, Landluft und eine heitre Umgebung.

Fräulein Talatzky entschloß sich zu reisen.

Und nun war alles bereit. Den nächsten Morgen wollte man aufbrechen. — Die Koffer waren gepackt.

Stasa saß in der Küche, den alten Dachshund auf dem Schoß. Sie war außer Rand und Band vor Freude.

„Morgen reisen wir, morgen reisen wir," murmelte sie einmal um das andre und drückte seinen Kopf an ihre Brust.

Frau Kathi trat aus dem Zimmer ihrer Herrin und schüttelte den Kopf. — „Unser Fräulein will mir nicht recht gefallen," murmelte sie.

Und als Stasa erschrocken fragte, „warum nicht," da erwiderte die Kathi: „Sie sieht so blaß und matt aus und hat so wunderschöne verklärte Augen — und sie sitzt seit zwei Stunden an ihrem Schreibtisch und liest und zerreißt alte Briefe; sie beschäftigt sich zu viel mit der Vergangenheit. Wenn sich ein Mensch in ihrem Alter so viel mit der Vergangenheit beschäftigt, beweist das meistens, daß sich eine Mauer aufgetürmt hat zwischen ihm und der Zukunft. Manches Mal sieht er die Mauer, und oft fühlt er sie nur, aber fast immer ist es der Anfang vom Ende!"

„Geht," rief Stasa heftig aus, „ihr brauchtet einen doch wirklich nicht das bißchen Freude zu verderben!"

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie ließ den Dachshund auf den Boden gleiten! Gleich darauf hatte sie Angst, Frau Kathi nicht den gebührenden Respekt bewiesen zu haben. — Sie sprang auf, nahm die Haushälterin unter dem Arm und flüsterte einschmeichelnd und reuig, — „ich sehne mich gar so sehr aufs Land". Das war ihre Art, sich zu entschuldigen.

„Armes Ding, ich seh's ja," murmelte die Kathi gutmütig. „Na, Gott gib's, daß es doch noch zur Reise kommt!"

Fräulein Talatzky fuhr fort, alte Briefe zu lesen und zu zerreißen. Jetzt war nur mehr ein ganz kleines Häuflein von dem großen Vorrat übrig —; das vernichtete sie nicht. Jedes Blättchen davon las sie ein paarmal, streichelte es, legte es beiseite, las es noch einmal; zum Schluß knüpfte sie das Päckchen mit einem seidenen Band zusammen und ließ ihre zarte welke Hand darauf ruhen.

Das Abendbrot, welches ihr die lange Fanny gewohnterweise auf einem Tablett hereinbrachte, ließ sie unberührt. Kurz darauf klingelte sie um Stasa, damit sie ihr ins Bett helfen möge.

Als diese jedoch mit dem Entkleiden der Herrin

beginnen wollte, hielt diese sie zurück. — „Liebes Kind, mir ist nicht recht wohl“ — begann sie, „und ich bin über die siebenzig. Mir kann jeden Augenblick etwas zustoßen, und ich weiß, daß dann das Leben wieder schwer für dich sein dürfte. — Geld erleichtert viel. Es kann einem braven Jungen, der dich wirklich gerne hat, die Möglichkeit gewähren, dich eher zu heiraten, als er's vermöchte, wenn du ganz mittellos wirst. — Nimm dieses Sparkassenbuch. Es steht gut für zweitausend Gulden! Das schenk ich dir!“

Die Stasa warf sich vor ihre Herrin auf die Knie, küßte ihr die Hände und den Saum ihres Kleides und schluchzte, „das Fräulein muß bei uns bleiben — aller Reichtum der Welt hilft mir nichts, wenn das Fräulein von uns geht!“ Die alte Dame fuhr dem aufgeregten jungen Ding über das Köpfchen. „Vielleicht schenkt mir der liebe Gott noch eine Zeit,“ murmelte sie, „aber es ist doch besser, man ist reisefertig, wenn er ruft. — Heb das Buch auf, sag vorläufig niemand etwas davon — morgen schreib ich dir ein paar Zeilen auf, durch die ich es dir bestätige, daß ich dir das Geld geschenkt habe! Heute bin ich zu müde!“

Nachdem Stasa die alte Dame zu Bett gebracht hatte, ging sie in ihr Zimmer, um das Sparkassenbuch, das sie unter ihrer Schürze ver=

steckt hielt, in ihren Koffer zu sperren. Sie war noch damit beschäftigt, als sie hinter sich eine Tür gehen hörte. Wie sie sich umwandte, war die Tür geschlossen.

Als Fräulein Talatzky den nächsten Morgen aufzustehen versuchte, fiel sie bewußtlos in Stasas Arme. Ein Schlagfluß hatte sie gelähmt. Die einzige nähere Verwandte der Sterbenden, eine Majorswitwe, die in Iglau in schlechten Verhältnissen lebte, wurde herbeitelegraphiert. Fräulein Talatzky hatte sie stets ausgiebig unterstützt, aber nie leiden können; es war ganz unnötig, ihre letzten Stunden mit der unerquicklichen Anwesenheit der unsympathischen Person zu trüben, aber die Fanny hatte es durchgesetzt, und die Majorswitwe kam.

Drei Tage waren vergangen, einer länger als der andre, und jetzt kam der letzte. Frau Kathi saß in der Küche, ein Buch auf ihrem Schoß, aber es war diesmal kein spannender Roman — nein, es war ein ganz kleines Buch, in abgegriffenes, dunkles Leder gebunden und angeschwollen von den zwischen seine Seiten hineingeschobenen Heiligenbildern. Manchmal murmelte die Alte beim Lesen halblaut vor sich hin; sie wußte, daß ihr liebes Fräulein nicht mehr lange leben konnte, daß es ihr

nicht einmal zu wünschen war; sie betete nicht um die Genesung der Ärmsten, nicht einmal um ihr Seelenheil, an dem zu zweifeln ihr wie eine Sünde erschienen wäre. Sie betete, um sich über die unheimliche Traurigkeit dieser Stunde hinüberzuhelfen, über die Traurigkeit dieser einen Stunde und auch über die unsägliche Traurigkeit der ganzen Welt, mit der wir es lernen müssen uns abzufinden, wenn uns das Leben nur irgendwie erträglich scheinen soll. Sie betete, weil sie das Bedürfnis fühlte, sich an ihren Gott zu schmiegen, wie ein Kind, wenn es zu dunkeln anfängt, sich an seine Mutter schmiegt.

Da plötzlich, in das beklommene Schweigen hinein kreischte eine Stimme: „Um Gottes willen, Kampfer, Kognak!"

Die Wirtschafterin fuhr auf. Das Gebetbuch samt all den Heiligenbildern fiel auf den Boden; sie und Stasa eilten in das Krankenzimmer; Fanny stand ratlos am Fußende des Bettes, abgerissene Worte ausstoßend. Die Nichte der Sterbenden hielt ein Fläschchen Kampfer in der Hand, mit dem sie vergeblich versucht hatte, das entfliehende Leben festzuhalten.

In ihrem Kissen hochaufgerichtet saß Fräulein Talatzky mit großen, feierlichen Augen, die weit über ihre Umgebung hinauszusehen schienen. „Tante, Tante, hörst du mich . . ." schrie die Nichte.

Die alte Kathi legte ihr die Hand auf den Arm und sagte fast streng: „Nein, sie hört nicht mehr, uns hört sie nicht mehr. Es ist zu Ende!“ Kaum daß sie die Worte gesprochen, so veränderte sich bereits das Gesicht der Kranken, der große, feierlich stiere Blick erlosch, die Augen waren plötzlich leer wie die Fenster eines Hauses, in dem niemand mehr wohnt; sie nahmen eine unnatürlich helle, durchsichtig-gläserne Farbe an; das ganze Gesicht verzerrte sich, verfiel, wurde lang und schmal. Die treue Kathi beugte sich über die Tote und drückte ihr die Augen zu.

Und jetzt war alles still, die Aufregung, das ziel- und zwecklose Hin- und Herflackern, das mit einer solchen Katastrophe verbunden ist, vorbei.

Stasa lag in ihrem Bett; mit heißen, wachen Augen.

Der Tod war durch das Haus gegangen und hatte ein warmes, liebes Leben ausgelöscht. — Stasa faßte es noch nicht, was geschehen war; — der Schmerz war noch nicht aufgetaut in ihrem Herzen. Nur ein Grauen lastete auf ihr, wie etwas Schweres, kaltes Körperliches. Sie lag wie in Angst erstarrt und wagte sich kaum nach rechts oder links umzuwenden.

Dann schweiften ihre Gedanken ab. Eine Unruhe kam ihr, sie fragte sich, ob sie nicht diesen oder jenen Gegenstand, den das Fräulein gewohnt war einzupacken, vergessen habe, ob sie nicht verschlafen würde am Morgen vor der Reise. — Da plötzlich durchfuhr sie ein Schmerz, so stark, wie wenn einem ein elektrischer Strom in die Nerven greift... man würde ja gar nicht reisen, das Fräulein war tot . . . die lieben Hände, die ihr so oft freundlich über den Scheitel gefahren waren, die warmen, zarten Hände waren starr, die schönen Augen, die sie so teilnehmend anzublicken pflegten, waren geschlossen. Die Herrin war nicht mehr. — Das, was dort lag, war eine Leiche, etwas Steifes, Kaltes, ganz Unheimliches und fast Ekles, etwas das hinweggeräumt werden mußte —, die liebe, warmherzige Herrin war tot — tot. Sie schlug mit den Zähnen aneinander. — Endlich konnte sie weinen; das erleichterte sie etwas. Sie schlief ein; aber nicht für lange. Eine heftige Herzbeklemmung befiel sie. Nach Atem ringend fuhr sie auf. Ihr war's, als stünde am Fußende ihres Bettes eine hohe schwarze Gestalt und winkte ihr drohend. — Das Wahnbild, das ihre aufgeregten Nerven in die graue Morgendämmerung hineingezeichnet hatten, verflüchtigte sich bald, aber der Schrecken, den es ihr eingeflößt, blieb ihr in den

Gliedern . . . Sie hätte fort wollen — fort . . . fort, aber wohin?

Das Laken unter ihr brannte wie Feuer.

Durch das Fenster, das der Hitze halber offen stand, drang die Luft verpestet von den faulen Ausdünstungen, die der August aus der Erde gelockt hatte — und aus dem bösen Hause drüben tönte die zirpende, haschende Musik mit dem unheimlichen Rhythmus, dem Rhythmus einer Unruhe, die mit einer rasenden Angst im Rücken ohne Ziel vor Augen, nur um sich selbst zu entfliehen, sich rastlos im selben Kreis herumquält.

— — — — — — — — — — — — — — —

Den Tag nach dem Begräbnis erhielt Stasa einen Brief von ihrem Landsmann Biala. Er hatte von ihrem schweren Verlust gehört und sprach seine Teilnahme aus. Sollte Stasa im übrigen irgend welche Schwierigkeiten finden, sich einen neuen Dienst zu verschaffen, so stelle er sich ganz zu ihrer Verfügung; d. h. er selbst könne in diesem Fall nichts tun, aber seine Hausfrau, die eine altangesessene, brave, resolute Person sei und die Stadt und Umgebung gut kenne, würde gewiß bald etwas Passendes für sie finden. Dann berief er sich auf gemeinsame Jugenderinnerungen und schloß mit den Worten: „Lange hab ich gezögert Dir zu schreiben; ich wußte, daß man mich schlecht

gemacht haben würde vor Dir —; nun Du weißt, wie leichtsinnig man Verdächtigungen auf einen Menschen häuft.

An allem, was man Dir über mich sagen wird oder gesagt hat, bin ich unschuldig; — glaube an mich und sei überzeugt, daß ich an Dich glaube und immer glauben werde; — meine arme kleine Stasinka.“

— — — Die Vertraulichkeit dieses Schlusses verdroß Stasa ein wenig, aber die warme Herzlichkeit tat ihr doch auch wieder wohl, und die Anspielungen auf die gemeinsamen Kindererinnerungen rührten sie.

Sie las den Brief ein zweites Mal, die Augen gingen ihr über; da trat Frau Kathi bereits zur Abreise gerüstet in die Küche. — Sie hielt in der Hand eine dickbäuchige Reisetasche, die mit einem schwarz- und weißgefleckten Wachtelhund bestickt war, und ihr geschlossener, mit einer großen Schleife unter dem Kinn gebundener Hut saß ihr etwas schief auf den glatten grauen Scheiteln.

„Von wem ist der Brief?“ fragte sie, da sie Stasa in das Dokument vertieft fand.

Stasa errötete, stotterte etwas und brach verlegen ab.

Die Kathi erriet sofort. „Von deinem Landsmann, dem Viala!“ Dann schüttelte sie den Kopf,

— so daß der mit schwarzen Weintrauben geschmückte Trauerhut noch schiefer zu sitzen kam und sagte: „Mein armes Kind, hüte dich vor dem — nur vor dem hüte dich,“ dann umarmte sie Stasa. — Stasa war tief gerührt — sie schmiegte sich an die Frau und trug ihr die dicke Reisetasche auf den Bahnhof nach. Da Frau Kathi recht ausgiebig am Eisenbahnfieber litt, traf man eine volle Stunde vor der Abfahrtszeit ein. — Frau Kathi war eine gute Person. Die Abschiedsstimmung machte sie weich, und das verlassene Mädchen tat ihr leid.

Sie tätschelte Stasas Hände, klopfte ihr auf die Schulter und forderte sie auf, brav zu sein, den Mut nicht zu verlieren und auf Gott zu vertrauen; — so daß Stasa ganz warm ums Herz wurde und sie schließlich mit dem herausrückte, was sie schon seit dem Tod der Herrin mit sich herumgetragen und bis dahin zu schüchtern gewesen war, vorzubringen.

Frau Kathi fuhr nach Koßek. — Stasa kannte den Ort.

Wollte Frau Kathi ihr nicht erlauben, ihr dorthin nachzureisen — vielleicht fände sich dort etwas für sie unter Frau Kathis Schutz. Da aber fing Frau Kathi plötzlich an, ihr Handgepäck zu zählen — und unruhig auf die Uhr zu schauen. Und als sie dann doch Stasas traurige Augen mit

einem gepeinigten Ausdruck auf sich gerichtet fühlte und der Antwort nicht mehr ausweichen konnte, murmelte sie verlegen: „es ist zu nah von wo du zu Haus bist . . . und weißt du . . . ich zieh zu meiner Schwester, und mein Schwager ist Rentmeister . . . Ah . . . ist schon Zeit?“ — dies zu dem Kondukteur, der eine Glocke schwingend auf der Veranda des Bahnhofs, wo sie sich aufhielten, an ihnen vorübergegangen war!

Obzwar es noch zehn Minuten war bis zur Abfahrt, stieg die Frau Kathi dennoch sofort in den bereitstehenden Zug. Beim Abschied wollte sie Stasa neuerdings umarmen. Aber diese wendete sich ab, und in ihren lieben sonst durch alle Traurigkeit hindurch immer noch freundlichen Augen dunkelte zum erstenmal ein finstrer Schatten.

Sie hatte begriffen. Die Verwandten der Frau Kathi gehörten zu der sogenannten besseren Klasse. Sie hatten zwei Töchter, und den Wunsch, es vorwärts zu bringen in der Welt. — Frau Kathi fürchtete, die Leute könnten Anstoß nehmen an Stasas Vergangenheit, an jenem Flecken, für den sie nichts konnte und der ihr doch wie ein Krebsschaden anhaftete. —

Stasa war tief beschämt und gekränkt. Sie

tat nun ihr Möglichstes, es der Frau Stransky recht zu machen, um eventuell in ihre Dienste zu treten. Aber die Majorswitwe erklärte ihr sehr bald, daß sie nicht in der Lage sei, ein Regiment nutzloser Dienstboten auszuhalten — ihr jedoch immerhin gestatten wolle, weitere acht Tage bei ihr zu verbleiben, um sich eine neue Stelle zu suchen.

Stasa suchte eine neue Stelle! — Erst begab sie sich zur Marowa, der Gemüsekrämerin, die den Mädchen in der Umgebung Plätze zu vermitteln pflegte; aber nach den Plätzen, welche die Marowa ihr vorschlug, merkte Stasa bald, daß nicht nur die Marowa, sondern das ganze Stadtviertel von ihrer Vergangenheit wußte. Die lange Fanny hatte sie nach allen Windrichtungen hin verklatscht. — Daß das Fräulein Talatzky sie trotz ihres schlechten Rufes bei sich aufgenommen, hatte für sie keine ehrenrettende Bedeutung. Vor zwei Jahren, so erzählte die Marowa, habe das Fräulein eine bei sich gehabt, die früher im Gefängnis gesessen habe, wegen Kindesmord oder Anteilnahme an einem Einbruch, genau wußte es die Marowa nicht; es war eine ganz hübsche Person gewesen und auch recht anhänglich und dankbar; aber mitten zwischen ihrer Anhänglichkeit und Dankbarkeit hindurch habe sie silberne Löffel gestohlen, um ihren Geliebten damit zu unterstützen. Die Fanny, die

habe es herausgeschnüffelt und der Herrschaft angezeigt — freilich, und die Herrschaft, das liebe, verrückte gnädige Fräulein, Gott hab sie selig, die hatte behauptet, sie habe dem Mädchen die Löffel geschenkt — als ob es je einem vernünftigen Menschen einfallen würde, einem Dienstmädchen silberne Löffel zu schenken; und das Fräulein habe der Dirne nicht einmal gekündigt — die sei schließlich aus eigenem Antriebe bei Nacht und Nebel verschwunden . . . .

Es war Sonntag. Morgen ging die ihr von Frau Stransky gewährte Gnadenfrist zu Ende. Sie hatte ihre Arbeit beendigt. Das Essen für die Stransky auf- und abgetragen, das Geschirr gewaschen.

Sie hatte nichts mehr zu tun. Den Kopf auf dem Küchentische, weinte sie bitterlich. — Ihre Vereinsamung war ihr noch nie so deutlich gewesen, wie heute. Ach, nur noch einmal die Stimme des gnädigen Fräuleins hören, ihr die Hand küssen dürfen. — Als ihr liebes Mütterchen gestorben war, hatte sie sich nicht so grenzenlos traurig gefühlt wie jetzt. — Das war damals in ihrem Dorfe gewesen; wo sie alle Menschen gekannt und wo einige sie lieb gehabt hatten. Aber hier kannte sie nur sehr wenige, und keiner hatte sie lieb.

Sie fröstelte vor Kälte, mitten in der schweren Augustschwüle. Die Augen brannten ihr, und am ganzen Körper fühlte sie sich wie wund.

Das Bild Vialas tauchte vor ihr auf.

. . . Er war der einzige in dieser ganzen Zeit, der ein gutes Wort für sie gehabt hatte — sonst niemand . . . . niemand. Der eigene Vater, an den sie sich in ihrer Seelenangst gewandt, hatte ihr kurz und schroff geantwortet, sie möge sich nicht sehen lassen — sie solle sich nur nicht unterstehen; wenn sie sich in ihrem Dienst anständig gehalten, könne es ihr nicht schwer fallen, einen neuen zu erwerben.

Sie hatte sich redlich angestrengt und keinen gefunden. Nun, wenn alles zum Ärgsten kam, war sie zum Mindesten durch das reiche Geschenk der lieben alten Herrin vor Not gesichert. — Nur hatte sie bis dahin nicht gewagt, einzugestehen, daß sie das Buch geschenkt bekommen habe. — Es war so schwer. Die paar Zeilen, die das Fräulein ihr hatte geben wollen, um zu bezeugen, daß sie ehrlich zu dem Buche gekommen war, waren nie geschrieben worden. — Sie hatte keinen Beweis in Händen, der in diesem Fall ihre Ehrlichkeit festgestellt hätte.

Eine unerträgliche Unruhe erfaßte sie. Sie griff nach ihrem Gebetbuch, das dick von einge-

schobenen Heiligenbildern war — und versuchte darin zu lesen. Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen, rot und gelb, wie zerstiebende Feuerfunken. Um sich zu zerstreuen, breitete sie die Heiligenbilder vor sich auf den Küchentisch aus. — Anfangs fesselte sie der Anblick, besonders die Bilder, auf denen das Jesuskind zu sehen war, freuten sie. — Dann kam die Unruhe noch stärker. — Sie nahm die Bilder, steckte sie alle in ihr Gebetbuch zurück; sprang auf, und griff nach ihrem Hut. — Sie mußte einen kleinen Spaziergang machen, mit ein paar Menschen reden. Das würde ihr am ehesten über ihre Unruhe hinweghelfen, meinte sie. Eine Familie in der Jama drüben fiel ihr ein. — Sie hatte oft im Namen der verstorbenen Herrin Lebensmittel hinübergetragen, als die Frau in den Wochen lag.

Sie eilte hinüber. Aus der Gosse, die breit und braun, verfaulende Überbleibsel mitschleppend, durch den großen Hof lief, stieg ein ekelhafter Dunst; an beiden Seiten des Hofes waren größere und kleinere Misthaufen angelegt. Kleine, halbnackte Kinder mit krummen Beinen und schmutzigen, über dem Bauch hinaufgebundenen Hemdchen, krabbelten zwischen dem Kehricht herum. Die Stiege, die zu der Wohnung der Blahas führte, war so steil wie eine Hühnerstiege und sehr viel schmäler; und in

der Stube, die Stasa betrat, konnte man sich kaum umwenden. — Aber die kleinen Fenster waren sauber gewaschen, und ein Sonnenstrahl hatte den Weg hindurchgefunden. Er ruhte im Vorüberschimmern auf ein Paar rotblühenden Begonien aus und faßte, froh und lustig in das Zimmer vordringend, einen blondlockigen Buben beim Schopf. Der blonde Krauskopf war das mittelste von fünf Kindern, die ein noch junges, aber sehr mageres und abgearbeitetes Weib im Begriffe stand, sonntäglich herauszuputzen.

„Ihr wollt wohl ausgehen, da stör ich Euch!" rief Stasa enttäuscht.

„Wi . . . wir dehn tu Tant Dosef," rief triumphierend der Blondkopf, der jetzt Stasas Knie umfaßt hatte und verschmitzt und jubelnd zugleich zu ihr aufsah!

„Sankt Josef, meint er," berichtigte die Mutter, „Ihr wißt ja, der Wallfahrtsort hier in der Nähe, die Tramway führt hin. Wir wollen dort mit ein paar Freunden zusammentreffen und mit meinem Mann im Lammwirtshaus. — Das hat einen schönen Garten, und die Musik spielt dort!"

„Ja, die Musik spielt, und Mütterchen wird mit mir tanzen!" erklärte der Krauskopf wichtig. Und Stasa lachte und streichelte ihm das Köpfchen. Dann half sie da ein Kleidchen zuknöpfen, rückte

dort ein buntes Kopftüchlein zurecht. Die blasse, müdegearbeitete Mutter sah ihr freundlich zu. Sie hatte viel zu schaffen mit einem anderthalbjährigen kleinen Mädchen, das sie die ganze Zeit auf dem Arm halten mußte, weil es, sobald sie es niedersetzte, laut zu schreien anfing. — „Wo nur meine Marenka weilt," wendete sie sich jetzt an Stasa, „das ist meine Älteste, wie Ihr wißt. Sie ist mit dem Wickelkind zur Nachbarin, wir wollen das Kleine dort lassen, für den Nachmittag!" Da kam Marenka zurück samt dem Wickelkind. „Hab das Brüderchen nicht dort lassen können," erklärte sie. Der Barak ist betrunken!"

„Schon wieder!" entsetzte sich die Mutter!

„Ja!" versicherte das Kind, „er prügelt sein Weib und zerschlägt das Geschirr! Da hatte ich Angst und lief mit dem Brüderchen davon!"

„Hattest ganz recht. Aber was nun. Versuch's bei der Kirka!"

„Bei der hab ich's schon versucht, die ist nicht zu Hause — alle sind sie wallfahrten gegangen nach St. Josef!"

Dann wurde hin- und herberaten, was mit dem Kinde geschehen solle — es zu Hause einsperren, mochte man nicht, weil kürzlich ein Säugling, mit dem man also verfahren, in Abwesenheit der Eltern verbrannt war. Die arme Mutter hatte

an dem Pausback, den sie auf dem Arme hielt, gerade genug zu schleppen und dem ältesten, kaum neunjährigen Töchterchen, war auf die Länge der Zeit die kleine Last nicht anzuvertrauen.

Stasa lauschte mit verlegenem Mitleid der aufgeregten Beratung. So eingeschüchtert war sie bereits, daß sie ihre Dienste kaum anzubieten wagte; endlich brachte sie's doch heraus, „wenn ich das Kind tragen dürfte, — ich tät's so gern," und dabei standen ihr die Tränen in den großen, scheuen und traurigen Augen.

„Aber Fräulein," entgegnete das Weib, indem es den Blick von Stasas Matrosenhut herab über ihre hübsche Seidenbluse schweifen ließ!

„Ach laßt mich doch, laßt" flehte Stasa in ihrer innigen dringlichen Art — „Ich tät's so gern, wenn ich mit darf!" und schon hatte sie das Kleine auf den Arm genommen, zwitscherte ihm Koseworte zu, berührte seine feinen Händchen, seine zarte, etwas feuchte Stirn behutsam mit ihren Lippen — und äußerte sich in den beredtesten Ausdrücken über seine Schönheit. — Kurz darauf saß sie mit der ganzen Familie Blaha, den abwesenden Vater abgerechnet, in der Dampftramway, die sie allesamt in den eine Stunde weit entfernten Wallfahrtsort befördern sollte.

„Wie ich mich freu, wie ich mich freu," rief

sie einmal um das andre und dabei zog sie dem Wickelkind sein rosa Kopftüchlein über die Augen, um es vor der Sonne zu schützen.

Die Vlahova lächelte gutmütig.

„Eine sonderbare Art Euch zu freuen habt Ihr,“ meinte sie. „Es rollen Euch beständig die dicken Tränen über die Wangen!“

Indessen diskurierten die lange Fanny und Frau Stransky, die allein in der Bažantnice zurückgeblieben waren, vertraulich miteinander über alles mögliche — und besonders lamentierte die Majorswitwe wieder einmal recht ausführlich über ihr beliebtes Thema — die Geringfügigkeit des von ihrer Tante hinterlassenen Vermögens!

Nachdem die Fanny eine Weile ruhig zugehört, schüttelte sie bedächtig ihr würdiges Haupt und murmelte: „'s ist auch gewiß nicht alles mit rechten Dingen zugegangen“ ... worauf die Majorswitwe „Was meinen Sie, Fanny?“ ausrief.

„Ich ... ich meine — es fällt mir ja schwer, einen Verdacht zu äußern ... der sich immerhin als unberechtigt herausstellen könnte — oder zum mindesten als nicht nachweisbar!“ zierte sich die Fanny.

Doch die Majorswitwe munterte sie eifrig zu

indiskreteren Deutlichkeiten auf. „Mir gegenüber brauchen Sie sich doch wirklich nicht zu genieren," versicherte sie, „im Gegenteil, meine Liebe— Sie sind mir Aufklärung schuldig, soweit solche überhaupt möglich ist!"

Die Fanny räusperte sich. — Am Abend, ehe unser Fräulein krank wurde, habe ich Stasa heimlich etwas in ihrem Koffer verpacken sehen. Ich bin ihr nachgeschlichen — sie hat mich bemerkt — und ist dermaßen erschrocken, daß sie den Deckel des Koffers hat fallen lassen!"

„So, so, und was meinen Sie wohl, daß die Person in dem Koffer versteckt hat?"

„Ich bin nicht ganz sicher," erwiderte die Fanny, „nicht ganz sicher; aber ich glaube, es war ein Sparkassenbuch!"

Eine lange Pause folgte; endlich begann Fanny von neuem: „Vielleicht möchte die gnädige Frau den Koffer der Stasa durchmustern; — unter den Umständen ist ja die gnädige Frau dazu berechtigt!"

„Ich kann den Koffer doch nicht aufbrechen," bedauerte Frau Stransky.

„Ist auch nicht nötig —; ich habe es soeben entdeckt, wo die Stasa ihren Kofferschlüssel versteckt hält!"

Nichts böses ahnend, saß die Stasa indessen mit den freundlichen Nachbarsleuten in dem großen Garten des Lammwirtshauses. Der Familienvater, der in dem alten Wallfahrtsort einem Sozialistenkongreß beigewohnt, hatte sich den Seinen zugesellt. Wie bei den meisten überzeugten, aus seinem Stande herausgewachsenen Sozialisten verriet sich in seinem Wesen eine Art gewissenhafter Nüchternheit. Er war gerecht, aber barsch! — Tischler von Profession, faßte er die Theorien seiner Sekte ganz buchstäblich auf und hobelte das Prokrustusbett des neuen Systems so mathematisch korrekt für die menschliche Gesellschaft zurecht, wie irgend ein andres Möbel, an dessen Herstellung er sich beteiligt hätte.

An Stasa schien ihm irgend etwas nicht ganz recht zu sein — doch betrug er sich gegen sie höflich-anständig, und seine Zurückhaltung war nicht imstande, ihr die Freude an dem kleinen Ausflug zu verderben.

Es war zu schön, wieder Landluft zu atmen. Der große Garten war mit Pflaumenbäumen bepflanzt, unter denen hölzerne Bänke und Tische im Grase festgerammelt waren. — In einer Ecke des Gartens streckten alte Waldbäume ihre Kronen zum Himmel empor. An der Mauer entlang wucherten Hasel- und Himbeerstauden.

In den dünnen und trocknen Blättern der Zwetschkenbäume zischelten bereits die grausamen Stimmen des kommenden Herbstes — aber durch die Kronen der Ulmen rauschte noch der volle Sommerakkord, ganz erfüllt von schwermütigem Reichtum.

Das Laub duftete und auch das zertretne Gras; recht eigentümlich duftete es; müde und traurig, und doch Leben begehrend.

Die Blahas blieben bis in die Nacht hinein. Wenn man sich einmal einen Feiertag gönnte, mußte man ihn auch ausgenießen.

Um acht Uhr fing die Musik an zu spielen. — Da drängten sich viele junge Leute an Stasa heran —; aber sie wollte vom Tanzen nichts hören.

Sie hatte den Kindern Zuckerwerk gekauft und sie in dem Garten spazieren geführt, jetzt saß sie ganz still, den Säugling auf dem Schoß. —

Die Sterne schimmerten am Himmel. Zwischen dem schwärzlichen Laube der Zwetschkenbäume leuchteten in farbige Papierhülsen gefangene Kerzen in die düsternde Nachtluft hinein.

In dem oberen Teil des Gartens tanzten die Leute wie rasend. Einmal fragte sich Stasa, ob dies wohl der Garten sei, den ihr Viala gerühmt hatte. — Dann dachte sie nicht mehr an ihn — sie blickte auf den Säugling. — Die Last des kleinen zarten Wesens war warm und leicht. Sie fühlte

sie wie einen warmen Sonnenstrahl auf sich ruhen. Immer wieder betrachtete sie das Kind voll Rührung und Zärtlichkeit. Von Zeit zu Zeit rief sie zu seiner Mutter hinüber: „seht doch den Kleinen, wie herzig er die Händchen faltet unter dem Kinn; gerade als wolle er beten — der Schalk! und wie neugierig er schon um sich blickt — dort, die rote Laterne scheint ihm besonders zu gefallen. — Er lacht . . . seht nur, wie hübsch er lacht — die zwei Zähnchen . . . wie lieb ihn die kleiden!“

Die Kinder fingen an müde und verdrießlich zu werden, aber die Mutter hatte angefangen zu tanzen und der Vater zu politisieren, ans nach Hause gehen dachte keiner. — Stasa hatte die kleine Herde um sich versammelt. — Während sie das Wickelkind im Arme hielt, schlief das Anderthalbjährige auf der Bank neben ihr, den Kopf auf ihrem Knie.

Die Musik spielte hübsche einschmeichelnde Weisen, auf deren Rhythmus sich der Tanz leise wiegte wie Blumenkelche auf einer Wiese, die der Frühlingswind durchweht.

Die Weisen brachten Stasa Grüße aus vergangener Zeit.

Sie fing an zu träumen. Sie war sehr müde, fast wäre sie eingeschlafen; aber das Gefühl der Verantwortlichkeit, die Sorge um die Kinder hielt

sie wach. — So blieb ihr Traum in den Grenzen einer sehnsüchtigen Erinnerung, die sie der Wirklichkeit entrückte. — Sie träumte von moosübergrünten schwarzen Strohdächern, weiten grünen, von gelben Butterblumen durchgoldeten Wiesen, von einem zwischen Erlen und Weiden hineilenden leise schwätzenden und girrenden Bach ... ein Schmerz durchzog sie ... das Wickelkind in ihrem Arm rührte sich im Schlaf, sie zuckte zusammen, hielt es fester an sich. ... Ah, die liebe, warme, kleine Last. ... Und plötzlich stand Stasa ein Gedanke klar vor Augen, wie eine große, das verworrene Dunkel in ihrem Gemüt zerteilende Helligkeit. — Warum sollte sie nicht auch noch heiraten und Mutter werden — Mutter werden, solch süßes kleines Geschöpfchen ihr eigen nennen, es nähren und hegen und pflegen und hätscheln und liebkosen, — von früh an, wenn es lichtscheu vor sich hinblinzelnd die Augen öffnete — bis in den Abend hinein, wo es das müde Köpfchen an ihre Brust gelehnt die Augen zur Nachtruhe schloß. — Sie dachte an das Sparkassenbuch und an die Worte der Herrin, „das Geld könnte es einem braven Burschen vielleicht ermöglichen, dich zu heiraten!“

Warum nicht, warum nicht ... eine angenehme Wärme belebte ihr Blut. Aus allen Ecken und Enden der Zukunft leuchtete eine neue Hoff-

nung — die Vorstellung von allerlei ihr trauriges Lebensschicksal zurechtrückenden Möglichkeiten umschwebte sie. — Nur fort nach Haus. Hier in der Stadt war das unglückselige Sparkassenbuch für sie ein Alp. Draußen konnte es ihr nützen —. Und wenn sie mit den zweitausend Gulden bewaffnet, (sie lachte leise vor sich hin über den Ausdruck) vor den Vater trat, würde er ihr die Türe nicht mehr weisen. Wie dumm war sie gewesen, daß ihr das nicht sofort eingefallen war. — Nur schnell nach Haus, nach Haus — und morgen fort. Sie würde wohl einen Teil der Summe an ihn abtreten müssen, andrerseits würde er ihr mit gutem Rat an die Hand gehen, wie er den Rest verwahren solle. . . . Nach Haus, nur nach Haus. Zum erstenmal beunruhigte sie der Gedanke, daß sie den Schlüssel ihres Koffers nicht bei sich trug. Er war sehr groß und schwer, in ihrer Kleidertasche fast nicht unterzubringen. Gewöhnlich hielt sie ihn unter ihrer Matratze in ihrem Bett versteckt.

Noch nie war es ihr eingefallen, daß jemand den Schlüssel finden könne, und jetzt plötzlich schüttelte sie sich geradezu vor Angst.

Nur nach Haus . . . nach Haus. Aber sie hielt das fremde Kind auf dem Schoß — der Vater politisierte noch immer, und die Mutter tanzte, wie eben eine Familienmutter tanzt, die sonst das ganze

Jahr vom Kochherd nur wegkommt, um sich an den Waschherd zu begeben. . . .

Wie finster es plötzlich geworden ist. — Die Sterne sind ausgelöscht und die Kerzen in den Papierhülsen blaken unsicher.

Ein Sturmwind fährt durch die Bäume, die Äste krachen. — Der Donner poltert über den Garten hin, schwere Tropfen fallen — dichter — immer dichter — es regnet in Strömen . . . Die tanzenden Bauern halten plötzlich inne, die Kinder fangen an zu weinen; die Kellner fliegen hin und her, um die Zechen einzufordern — unreife Pflaumen fallen massenhaft ins Gras — alles eilt aus dem Garten, die Dampftrambahn zu erreichen! — Die Wagen werden bestürmt — zwischen der sich vorwärts schiebenden Menge steht Stasa, das Wickelkind im Arm. Die ganze Familie Blaha befindet sich bereits auf den Stufen des Wagens. Atemlos hat Stasa sich nun auch so weit vorgeschoben. — Man nimmt sie nicht mehr auf. „Gebt mir das Kind," ruft der Tischler, sich zu ihr herabbeugend. Sie reicht ihm's über die Arme der Menschen, die sich gegen sie stämmen. — Einen letzten Versuch macht sie, sich auf den Wagen zu schwingen, aber die Tram setzt sich in Bewegung

— eine dicke Frau, in der Stasa eine reiche Bäckerin aus ihrem Stadtviertel entdeckt, stößt sie zurück. — Sie fällt in die Knie — taumelnd steht sie auf, die Hand an der Stirn, blickt sie der Menge nach, die sich jetzt mit hochgezogenen Röcken und triefenden Regenschirmen, in derselben Richtung wie der Tramway vorwärtsbewegt; „auf was wartet ihr noch?“ fragt sich nach ihr umsehend ein fremder Mann.

„Auf die nächste Tramway.“

„Das war die letzte, heute verkehrt keine mehr!“

Sie muß zu Fuß in die Stadt zurück, zwei Stunden weit. Müde zum Sterben schleppt sie sich durch den Regen gegen den Wind. — Der Regen wird immer kälter, der Boden immer weicher, sie schleppt eine Last von Erde mit, bei jedem Schritt. Weiter — weiter . . . Mitternacht ist vorüber, als sie endlich an der altväterischen Klingel neben dem Tor der Bažantnice zieht. Sie läutet mehrmals, wartet, läutet noch einmal, läutet krampfhaft rasch hintereinander. — Sie klappert mit den Zähnen, ihre Glieder sind steif und wund von Müdigkeit; sie kann sich kaum aufrecht erhalten auf ihren kleinen, schmerzenden Füßen. — „Macht auf — öffnet mir — um Gotteswillen!“ ruft sie verzweifelnd aus!

Endlich öffnet sich das kleine Türchen im

großen Tor. Die Fanny stellt sich hinein. „Schert Euch fort, dorthin, wohin Ihr gehört, und das ist in kein anständiges Haus; — eine Diebin nehmen wir nicht bei uns auf.“

„Eine Diebin,“ schreit Stasa empört, der Hals tut ihr weh, ihre Stimme bricht.

„Ja, eine Diebin.“ Das Türchen fliegt zu. Der Schlüssel' knarrt im Schloß. Stasa steht wieder allein draußen, vor dem Hause, das ihr den Eingang verweigert, auf dem dunklen Platz, auf dem jetzt die letzte Laterne verlöschte.

„Diebin . . .!“ Diebin!“

Plötzlich, mit der Luzidität der Verzweifelnden begreift sie alles. — Ihre Angst hat sich als begründet herausgestellt. Man hat ihre Abwesenheit dazu benutzt, ihren Koffer zu untersuchen und hat darin nicht nur das Sparkassenbuch gefunden, sondern auch die vielen andren Geschenke des Fräuleins, die Stasa verschwiegen hat, aus Angst, Neid zu erregen. — Für einen kurzen Moment durchfährt unheimlich helles Licht des Mädchens Seele; dann wird alles dunkel in ihr. — Mühsam tappt sie sich durch die Finsternis bis an das Tor der Jama hinüber, um einen Versuch zu machen, bei den Vlahas Unterkunft zu finden. — Sie läutet mattherzig. — Das große grüne Tor bleibt geschlossen. — Und wie sie ein zweites Mal die Hand

hebt, zögert sie. Eine große Scham steigt in ihr auf . . . man könnte fragen, warum ihr der Einlaß in der Fasanerie verweigert worden ist — man könnte es erraten. — Sie erinnert sich des Blicks, mit dem der Tischler heute abend ihre seidene Bluse, ihre zierliche Uhrkette betrachtet hat. — Sie taumelt zurück, — eilt, sie weiß nicht wohin, stößt mit der Stirn gegen einen Mauervorsprung, stößt sich die Stirne blutig; tappt im Finstern, hin und her, ohne ein bestimmtes Ziel, mit dem rein instinktiven Verlangen, sich irgendwo zu verkriechen, vor dem Unwetter zu schützen. — Schwer hängen die nassen Kleider an ihren zarten Gliedern. — Sie stolpert vor Müdigkeit. — Endlich findet sie eine Türnische, in der sie sich bergen kann. — Sie bricht zusammen. Ihr Bewußtsein verwirrt sich. Sie hat immer noch das Gefühl, weiter zu hasten, weiter zu fliehen; aber sie liegt still.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht lastete auf der Stadt, mit mutloser Finsternis. Der Donner polterte, und der Regen fiel immer dichter, immer ungestümer; so ein Regen, der Trümmer und Unrat von der Erde hinwegfegt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Morgendämmerung weißlich geworden war, erwachte sie. — Der Regen hatte aufgehört. Sie rieb sich die Augen, ihre Glieder schmerzten,

sie konnte sich kaum aufsetzen und vermochte nicht, sich zurecht zu finden.

Da heftete sich ihr Blick auf ein großes, grünes Tor, neben dem auf einem schön geschwungenen Postament eine Heiligenstatue im Schatten eines verkümmerten Fliederstrauchs stand. — War das nicht, ja war das nicht das Tor der Jama?

Ehe sie sich noch ganz klar darüber geworden war, öffnete es sich, ein paar Arbeiter traten heraus. In einem von ihnen erkannte sie den Tischler Blaha. Er blinzelte sie mit einem Blick an, in dem die Überraschung langsam in eine jähe Verachtung überging. — Dann, seinen Kameraden etwas zu murmelnd, in dem ein abscheuliches Schimpfwort vorkam, zeigte er sie mit dem Finger und spie auf den Boden.

Und plötzlich, hinter sich hörte sie etwas Gräßliches — brutale Mißklänge, die in hastendem Rhythmus aufeinander folgten — zerrissene Saiten, die weiterklingen wollten — kläglich und widerlich.

Jetzt begriff Stasa! Sie war auf der Schwelle des bösen Hauses zusammengebrochen. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, lief auf die Arbeiter zu, wollte erklären, wie alles gekommen war. Die Arbeiter zuckten die Achseln und gingen ihrer Wege.

Ratlos stand sie da — matt zum Sterben mit schmerzendem wirren Kopf. — Sie konnte nicht mehr denken — aber sie wußte, daß jetzt ihr Leben unwiederbringlich verdorben war, daß sie gar nichts mehr zu hoffen hatte.

Da legte sich ein stützender Arm um sie, eine Stimme sagte „komm! Schuldig oder nicht, die Unglücklichen müssen zusammenhalten.“

Sie sah sich um, Karel Viala stand neben ihr. — Sie fragte sich nicht, von wo er plötzlich her gelangt war — sie wußte nur, daß es der einzige war, der sich um sie bekümmerte.

Da ging sie mit ihm. Sie folgte ihm willenlos, wehrlos; wie die Verzweiflung ihrem Schicksal folgt.

Fünf Jahre waren vergangen, seitdem Stasa ihre Heimat verlassen. In Bolechow hatte sich fast nichts verändert — außer daß der junge Fürst die Erbschaft seiner Väter angetreten hatte, und daß sein Günstling Pribik zum Oberförster ernannt worden war.

Es war der erste November — Allerheiligen. Pribik befand sich auf dem Heimwege aus dem Schloß. Der Fürst hatte ihn sehr lange festgehalten, indem er mit ihm alle Einzelheiten einer groß-

artigen, für einen der nächsten Tage anberaumten Treibjagd besprochen hatte.

Er hatte sich auffallend verändert. Er ging gebückt. Seine Augen waren tief eingesunken — sein Gesicht aufgedunsen, zugleich schlaff und fahl.

Es war spät, und sein Weg führte ihn quer durch den Wald. Des Nachts durch den Wald zu gehen, gehörte zu seinen ärgsten Qualen; zu all den vielen Qualen, die er ertragen mußte, ohne sich dieselben anmerken zu lassen. Wehe ihm, wenn irgend einer es erraten hätte, daß er seinen Schneid verloren, daß aus dem ehemals für seine Waghalsigkeit allgemein bekannten Förster Pribik ein ganz gewöhnlicher Feigling geworden war! Die Leute machten ohnehin Glossen genug über ihn.

Daß zwischen ihm und der Stasa nicht alles in Ordnung gewesen war, ahnte das ganze Dorf; er erriet das aus tausend kleinen, stichelnden Anspielungen, die seine Vorsicht ihm gebot ohne weitere Erörterungen herunterzuwürgen. Er hätte längst um seine Versetzung ersucht und die Gegend verlassen, wenn ihn das Mißtrauen, das man ihm entgegenbrachte, nicht an Ort und Stelle festgehalten hätte. Das Schweigen seiner Umgebung konnte er nur erzwingen durch seine Gegenwart und die ihm von höherer Seite gegönnte Machtstellung — darum mußte er bleiben.

Anfangs hatte er noch gehofft, sein Zustand würde sich bessern, es würde sich, wie man das so nennt, alles geben! Er hatte gehört, daß sie einen vorzüglichen Dienst gefunden habe, daß ihr's gut ginge, und da hatte er aufgeatmet. — Das hatte nicht lange gedauert.

Ehe ein Jahr verstrichen war, erfuhr er, daß sie, als Diebin gebrandmarkt, auf die Straße hinausgejagt worden sei, worauf ihr weiter nichts übrig blieb, als in einer Fabrik Arbeit zu suchen. — Dann hatte sie ihren Landsmann Karel Viala geheiratet und war mit ihm in einen andern Ort übergesiedelt.

An diesem Punkt hörten die Nachrichten auf. Manchmal hoffte er, sie sei tot. Ein zynischer Zufall hatte ihn eines Besseren belehrt .... Mit Schaudern erinnerte er sich dessen. — Es war in einem Städtchen, das ein paar Eisenbahnstationen von Bolechow entfernt lag, mitten zwischen den Herrschaften des Fürsten. — Er war hinberufen worden, um den Ankauf eines Stück Waldes zu vermitteln. — Spät Abend ging er in sein Wirtshaus zurück, um sein Nachtlager aufzusuchen. — Es regnete in Strömen. — Die Nacht war finster. Der Wind pfiff um die Straßenecken; da hörte er neben sich schwach, fast unverständlich, die widerliche Formel murmeln, mit der auf der Straße das Laster die Begierde aufmuntert.

Er sah sich um. In einem braunen Umschlagtuch, das es des Regens halber über einer auffälligen roten Bluse trug, stand da ein mageres, vor Kälte und Angst zitterndes Weib. Der Schimmer einer Laterne fiel auf ihr verfallenes, dick mit Schminke übertünchtes Gesicht. Und aus der gemalten Larve, dem banalen Aushängeschild ihres schändlichen Gewerbes, leuchteten ein paar noch immer wunderschöne Augen, mit etwas zugleich tottraurigem und rührend unschuldigem im Blick.

Sie erkannte ihn, schreiend wich sie zurück. Dann hörte er eine Männerstimme schimpfen und fluchen; er hörte die Stasa wimmern. Er wollte sich umwenden, sie zu verteidigen; aber er wandte sich nicht. Im Gegenteil beschleunigte er seinen Schritt.

Er trachtete sich einzureden, daß ihr Verfall ihm den Beweis ihrer von allem Anfang an bestehenden Unwürdigkeit liefere. Aber die traurige Unschuld ihrer Augen stand ihm zu deutlich im Gedächtnis. Er wußte, daß sie das Laster nur mit unsäglichem Widerstreben wie ein schimpfliches Martyrium über sich ergehen ließ — aus Angst vor schauerlichen körperlichen Mißhandlungen und weil sie nicht die nötige Kraft finden konnte, den Tod zu suchen. Vielleicht durfte sie ihn gar nicht suchen, vielleicht hatte sie ein Kind.

Sie hatte Kinder immer so lieb gehabt. — Er erinnerte sich, wie er sie einmal hatte in Bolechow stehen gesehen, schlank und frisch neben einer Sonnenblume, gegen den Hintergrund einer weißen, bis in die Hälfte von einem Strohdach beschatteten Wand, das halbnackte Kind einer Nachbarin auf dem Arm. Sie hatte es hochgehalten und ihm die rosigen Füßchen geküßt.

Da hatte er sie zum ersten Male angesprochen — er hatte sie neckend gefragt, ob der hübsche dicke Bub, den sie auf dem Arm hielt, ihr Kind sei. — Sie hatte erst ganz ernsthaft verneint, dann war sie feuerrot geworden, dann das glühende Antlitz gegen das Körperchen des Kindes versteckend, hatte sie gelacht — gelacht, etwas verschämt, aber doch so gesund und herzlich .... Mein Gott, wie sie lachen konnte damals .... Und jetzt das elende erniedrigte, physisch und moralisch verkommene Geschöpf. Sie ging ihm nicht aus dem Sinn. Sie hätte ein braves rechtschaffenes Weib, eine stolze glückliche Mutter werden können, wenn er nicht gewesen wäre ...

Er hatte alles mögliche versucht zu seiner Beruhigung, ein Übermaß des verderblichen Nervenbeschwichtigungsmittels, mit dem er seit dem Tode des Jenik seine Gesundheit untergrub. — Das Mittel wirkte kaum mehr.

Heute hatte ihn wieder einmal etwas sehr aufgeregt. In der Zeitung hatte er gelesen, daß der aus Bolechow gebürtige Schankwirt Karel Viala eines meuchlerischen Raubmordes verdächtig festgenommen worden war. Das der Mitschuld und Hehlerei bezichtigte Weib war abgängig. Bis jetzt habe man ihre Spur nicht ermitteln können. Man glaube aber, sie sei in die Heimat entflohen.

Er hatte die Zeilen wohl zehnmal gelesen, so oft, daß ihm jedes Wort in der Seele eingeprägt stand. —

Daß Stasa schuldig war, glaubte er nicht einen Augenblick — aber, daß sie in trauriger Mutlosigkeit und Verstumpftheit hatte geschehen lassen, was sie nicht hindern konnte, daran bestand kein Zweifel für ihn.

Er hörte nicht auf daran zu denken, während er heute, spät Abend, durch die Wälder von Bolechow schritt.

Wie lang der Weg durch den Wald war und wie unruhig das Licht! Wie aufregend das Knistern in den Blättern.

Es war eine Mondnacht wie damals. Nur war es damals Sommer gewesen, die Linden hatten geblüht, die Luft war warm und duftig, eine jener verführerischen, aufreizenden und erschlaffenden Sommerlüfte, die die verborgensten Triebe

im Menschen wecken und seine Widerstandskraft lähmen. Das Laub war dicht gewesen, der Wald voll hehlerischer, menschenleerer Verschwiegenheit. ... Er hatte nicht die Absicht gehabt, ein Verbrechen zu begehen, nur an ein artiges Abenteuer hatte er gedacht. Und als er dann doch begriffen, daß sie ihn nicht wollte, da hatte ihr Widerstand seinen Zorn gereizt. Seine Neigung zu ihr hatte sich in Haß verwandelt, einen Haß, der keine Rücksicht mehr kannte und in dem die Begehrlichkeit so heftig aufloderte wie ein Feuer, dem man den Luftzug zugelassen hat.

Ach, der Schrei — die schwachen Mädchenhände, die sich verzweifelnd gegen seine Brust stemmten!

Er blieb stehen, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Rings um ihn knisterten noch immer die fallenden Blätter. Er sah sie durch den vom Mondschein versilberten Nebel langsam niedersinken. Der Bach rauschte und girrte. Der Bach war damals dabei gewesen, der Bach und der bleiche, gleichgültig zusehende Mond.

War's ein Spuk, ein Wahn seiner überreizten Nerven?

Ein leises Krachen zog durch die Zweige. Aus dem Unterholz, das braun und struppig die Füße der alten Eichen umklammerte, brach eine Gestalt. Abgesetzt, das zerzauste Haar halb im Rücken

hängend, das Gesicht verfallen, aber noch voll von den Spuren einer großen Schönheit, um den Mund etwas Rührendes, Todmüdes, in den Augen ein leerer Blick. Der Blick traf den Förster — sie fuhr zusammen, duckte sich und tauchte ängstlich unter im Dickicht.

„Na, was sagt Ihr dazu?“ Der bucklige Rechnungsbeamte war's, der das Wort an den Förster richtete. Es war der Tag nach der nächtlichen Wanderung Pribiks, Allerseelen, und der traurigste Allerseelentag, dessen man sich in der Gegend erinnern konnte. Pribik ging mit hinaufgeschlagenem Kragen und tief in die Stirn gedrückter Mütze die Hauptstraße entlang, auf der ihn der Bucklige abgepaßt hatte, um ihm seine Mitteilung zu machen. Er sah schlecht aus; während er, um sich eine Haltung zu geben, seine Pfeife anzündete, zitterten ihm die Hände. — Der Bucklige beobachtete den Förster boshaft. „Wißt Ihr, was man ihr zur Last legt?“

Der Förster schüttelte den Kopf. Er wußte es ganz genau, aber zu was davon reden.

„Ihr habt es vielleicht gestern in der Zeitung gelesen, daß sie der Mitschuld an dem gräßlichen Raubmord angeklagt ist?“ fragte der Bucklige.

„Ich glaub's nicht!" rief der Förster heftig. „Die Stasinka konnte keiner Fliege etwas zuleid tun, wie hätte die einen Menschen umbringen sollen!"

Doch der Schreiber fuhr fort: „Na, dem Viala hätt man's auch nicht zugetraut, und der ist geständig. Das Laster arbeitet den Menschen herunter so nach und nach. Die Beweise gegen sie sind schlagend; und sie ist durchgebrannt. Die Polizei ist hinter ihr drein. Man ist ihr auf der Spur; sie soll sich in den Wäldern hier herumtreiben, einer von Euren Hegern behauptet, gestern eine bettelhafte, halb blödsinnige Person gesehen zu haben, die abends am Waldrand entlang schlich, und die ihn an irgend jemanden erinnerte — er konnte sich nicht gleich besinnen, an wen."

Jetzt hob der Oberförster den Kopf, machte ein paar unbeholfene Schritte; dann, stehen bleibend, sagte er unvermittelt und barsch: „Das arme, blöde Weib werden sie doch nicht hängen wollen?"

„Kommt darauf an — bei der Jury kann man es nie wissen," entgegnete ihm der Bucklige; „ich für mein Teil würde sie nicht hängen. Aber lebenslänglicher Kerker ist's auf jeden Fall, entweder im Gefängnis — oder im Irrenhaus!"

Lebenslänglicher Kerker, entweder im Gefängnis — oder im Irrenhaus! Alles drehte sich um Pribik herum, in immer kleiner und kleiner werdenden Kreisen. Mit Mühe erreichte er den Wald; dann sich, an den Bäumen haltend, schleppte er sich bis zur Försterei, die jetzt, schön und groß ausgebaut, fast den Eindruck eines Waldschlößchens machte. Das Mittagessen blieb unberührt. Den ganzen Tag saß er unbeweglich in einem großen Sorgenstuhl in dem mit zahllosen Hirschgeweihen und anderen Jagdemblemen ausgeschmückten Raum. In dem grünen Kachelofen brannte Feuer. Es war sehr warm in dem Zimmer; dennoch fröstelte ihn. Er versuchte, zu arbeiten und konnte nicht; immerfort horchte er. Als man ihm die Zeitung brachte, riß er sie rasch auf, nur um zu sehen, ob etwas über den „Fall“ darin stehe. Er fand eine flüchtige Notiz, die etwas ausführlicher brachte, was der Bucklige ihm erzählt; auch daß man glaube, der Gattin und Helfershelferin des Mörders auf der Spur zu sein; allem Anschein nach sei sie in ihre Heimatsgegend geflüchtet und treibe sich dort obdachlos in den Bolechower Wäldern herum.

Er ließ die Zeitung fallen. Das Knistern des Papiers ärgerte ihn. Ihm war, als habe er darüber einen andern, wichtigen Laut, eine Botschaft

versäumt. Und wieder streckte er den Hals vor und horchte — horchte.

„Es nützt nichts, sie wird doch gefangen werden,“ sagte er sich; „früher oder später muß es geschehen, ob ich da sitze und mich quäle oder nicht.“ Dann kam ihm eine Unruhe. Er wollte in den Wald hinaus, mit seinem Hunde sie suchen, sie irgendwo verstecken vor der Polizei, sie pflegen, sie beschützen.

Immer stärker übermannte ihn das Mitleid. Aber es war kein wohltuendes, sanftes Mitleid, keines, das einen mit weicher Hand der Linderung eines Schmerzes entgegenführt. Es war ein schreckliches Mitleid — ein Mitleid, das sich immer auf demselben Fleck herumtrieb, das in seiner Verzweiflung darüber, keinen Ausweg zu finden, ihm unbarmherzig in schrecklichen, fratzenhaften Bildern das von ihm angerichtete Unglück zeigte.

Lebenslänglicher Kerker, entweder im Gefängnis oder im Irrenhaus. Lebenslänglicher Kerker — ihr, die die Freiheit so sehr geliebt hatte — kahle, graue Mauern, vergitterte Fenster, immer dasselbe, immer die gleiche, nüchterne Trostlosigkeit. — Keine Abwechslung — nichts, was die Gedanken losreißen konnte vom Brüten über der Vergangenheit, von der Angst vor der Zukunft. Kein Trost als ein langsames Abstumpfen, Verdummen, Vertieren.

Das war das Gefängnis! — Und das Irrenhaus ....

Er war einmal in einer Anstalt gewesen, um einen unglücklichen Freund darin zu besuchen, der tobsüchtig geworden war; bei dieser Gelegenheit hatte er sich die weibliche Abteilung angesehen, die Abteilung der schweren Fälle. Kein Möbel, kein Stuhl, kein Tisch in der hohen, engen Zelle und nur ein einziges, kleines, oben unter der Decke angebrachtes und vergittertes Fenster. In diesem trostlosen Raum hatte er die Kranken herumschleichen sehen — die Wände entlang, in langen, losen, an Leichenhemden erinnernden Gewändern. Und durch die graue, verpestete Luft starrten ihre Augen mit eigentümlichen, schwer beweglichen Lidern. Es war, als ob in diesen Augen etwas laure, eine Angst, ein Mißtrauen — die Verzweiflung, hinter erstarrtem Schmerz. — Plötzlich wendeten sie alle (es waren deren vier in der Zelle, dessen erinnerte er sich genau) die Köpfe. Durch die Wand drang ein furchtbares Geschrei. Eine rauh zurechtweisende Stimme — wieder Geschrei — dann klägliches Wimmern. — Die vier Unglücklichen blieben stehen und zitterten; dann begannen sie von neuem eine hinter der andern herzuschleichen, noch enger an die Wände gedrückt, noch ängstlicher, noch mißtrauischer — eine hinter der andern . . .

. . . Das war ihre Zukunft.

Die Dämmerung sank. Die Haushälterin brachte die Lampe und schloß die Fensterläden. Gewöhnlich war das für ihn eine Erleichterung; er fühlte sich geborgen, wenn die Läden fest geschlossen waren und er allein blieb mit seinem Hund und seiner Arbeit. Aber heute waren ihm die geschlossenen Fensterläden gräßlich.

Er hätte für immer in Unkenntnis bleiben mögen von dem, was da draußen geschehen würde, und regte sich doch darüber auf, daß die Fensterläden ihn daran hinderten, zu beobachten, was vorging. Einmal war ihm, als poche jemand an eine Scheibe.

Ein Bild tauchte vor ihm auf: Stasa auf dem frischen Grabhügel des Geliebten ausgestreckt. Dann sah er sie, wie sie sich hoch aufrichtete vor ihm; er hörte ihre Worte: „Tun! was wollt Ihr noch für mich tun? Den Tod — gebt mir den Tod! Andres nehme ich nicht von Euch an!"

Er schnellte empor, sank wieder in seinen Lehnstuhl zurück. Nach einer Weile erhob er sich von neuem. Er fühlte keinen Schwindel mehr und mußte sich nicht mehr an die Möbel halten beim Gehen. Er schlug den Laden des mittleren Fensters zurück, das zugleich eine Tür bildete, durch die man geradeaus in den Wald treten konnte. Hinter

den leicht angelaufenen Scheiben schimmerte die schwermütige Schönheit der herbstlichen Mondnacht.

In dem Walde kauerte Stasa unter einem großen Baume. Sie wußte selbst nicht, warum sie in die Heimat zurückgekehrt war. Sie wußte ja überhaupt nichts mehr. Ihr Auffassungsvermögen war getrübt wie ein tausendfältig zertrümmerter Spiegel. Und auch der Faden der Erinnerung war zerrissen. Stundenlang versagte ihr Gedächtnis völlig; dann hatte sie keine Ahnung davon, was sie hatte geschehen sehen, aber immer behielt sie die Angst vor einer ihr drohenden Gefahr, die Angst, daß jemand sie verfolge, um sie einzusperren, und die Angst jagte sie vorwärts.

Gegen Abend hatte sie Bolechow erreicht. Eine angenehm lösende Wärme durchschlich ihre Glieder. Ja, sie wollte zur Mutter, in die liebe, alte Küche, vor der Mutter niederkauern auf dem kleinen hölzernen Schemel und den Kopf in den Schoß der Mutter legen, der Mutter alles erzählen. Was erzählen? Ein eiskalter Schweiß brach an ihrem Körper aus, und für einen kurzen Zeitraum brannte das Bewußtsein hell. Sie hatte inzwischen das Tor ihres Heimatshofs erreicht; einen einzigen Blick warf sie hinein. Eine rothaarige Person stand

inmitten des Hofes, fütterte die Hühner und zankte mit einer Magd.

Die Mutter war ja tot seit Jahren, tot, ihr Vater hatte eine andre geheiratet, und sie, die Stasa, war der Mitschuld an einem scheußlichen Mord verdächtig. — Sie war nicht schuldig. Sie hatte nur mit unsäglichem Ekel seine blutigen Kleider gewaschen nach dem Mord. Wie ihr davor gegraut hatte. Plötzlich im Wasser hatte sie ihre blutigen Finger angesehen, und mit einem entsetzten Aufschrei war sie fert. — Die Polizei war hinter ihr drein. Sie hatte sich in die Wälder geschlagen, und in einem Haufen zusammengescharrten dürren Laubes war sie eingeschlafen. Als die Sonne durch die gelichteten Baumkronen in den Wald hineinzuscheinen begann, war sie erwacht. Sie fürchtete sich vor dem Licht. Sie schlug sich tiefer ins Dickicht. Sie irrte bald hierhin, bald dorthin, ohne Plan und Ziel. Am Nachmittag sah sie drei oder vier Gendarmen die Waldstraße entlang schreiten. Atemlos kauerte sie in einem mit allerhand herbstlich gerötetem Blättergerank verwachsenem Loch, bis sie vorübergegangen waren. Dann, mit klopfendem Herzen, sagte sie sich, daß ihres Bleibens nicht länger hier sei. Aber ihr Kopf wurde wieder ganz wirr, und im nächsten Augenblick vergaß sie die Gefahr.

Sie trat aus dem Wald heraus und ging die Straße hinab. Der Mond stand wieder am Himmel, die Nebel hüllten die ganze Erde in traurige, weiße Feuchtigkeit. Sie war zum Sterben müde — wohin? Sie ging ein paar Schritte — blieb wieder stehen. Da schlug eine feine, dünne, wehmütige Musik an ihr Ohr. Sie wandte den Kopf; dort, woher die Musik kam, schimmerte es gelb durch den bläulich-weißen Nebel, und aus dem Schimmer ragte ein mächtiges Kreuz empor; man sah es deutlich zwischen den halb verwischten Umrissen alter Lindenkronen.

Es war der Kirchhof, und die Musik tönte von dort her. Da erinnerte sie sich, daß in Bolechow, wie in vielen südmährischen und ostböhmischen Dörfern, die Sitte herrscht, den Toten am Allerseelentag ein Ständchen zu bringen, und heute war Allerseelen.

Sie schlich sich zum Kirchhof. Die Musik wurde immer deutlicher, wehmütiger und süßer. Stasa kroch über die niedrige Mauer, versteckte sich in einem offenen Grab, das auf seine Beute wartete. Von da aus lauschte und spähte sie. Auf allen Gräbern brannten Lichtchen, die, in ausgetrocknete Kürbishälften gepflanzt, gegen die Feuchtigkeit des Nebels geschützt waren. Lange, gelbe Lichtstrahlen drangen von einem Grabe zum andern, wie nach-

einander ausgestreckte Hände, die ein einziges Gefühl vereinte. Auf den frostgeknickten und geschwärzten Blumen, welche die Gräber bedeckten, lagen grüne Kränze, mit weißen oder roten Beeren verziert. Und die verschönernde Undeutlichkeit des Nebels, die sich in schimmernden Goldglanz auflöste, war über allem. Zwei Mädchen und zwei Jünglinge sangen.

Von Grab zu Grab gingen sie. An der letzten Ruhestätte junger, aus Liebe und Leben mitten herausgerissener Menschen stimmten sie Lieder an voll sehnsüchtiger Schwärmerei und eigentümlicher chromatischer Wendungen in der Führung der Melodie. An den Gräbern alter Leute, die ihr Leben ausgelebt hatten, trugen sie einfache, choralartige Gesänge vor und an den kleinen Kindergräbern Wiegenlieder voll trauriger Zärtlichkeit und mit einem gehemmten Rhythmus, der wie der unregelmäßige Schlag eines gebrochenen Herzens klang. Und die getragenen Choräle ebenso wie die schwärmerischen Liebesrhapsodien und die sanften, traurigen Wiegenlieder endeten alle mit derselben Strophe: „Ruhe in Frieden! Mit Gott — mit Gott!“

Zuletzt blieben sie unter dem mächtigen Kreuz stehen, auf dem der Heiland die blutiggestochenen Hände wie segnend über den Gräbern ausgestreckt hielt, und stimmten einen schönen Kirchengesang an, der leiser, immer leiser wurde, bis er mit

einem schwach hingehauchten Seufzer im Nebel verklang. Dann verließen sie den Friedhof. Die Stasa aber stieg aus dem offenen Grab, in das sie sich verkrochen hatte; sie fing an, zu suchen. Der Mond leuchtete aus einem Rahmen regenbogenfarbig umsäumter Wolken auf den Kirchhof herab, auf die dunklen Eisenkreuze, die weißen Leichensteine, die spitz zulaufenden schwarzen Lebensbäume und zwischen das entblätterte Geäst der uralten Linden, die an der Kirchhofsmauer standen. Und Stasa suchte und suchte. An dem Grab des Liebsten ging sie scheu vorbei, aber neben dem Grab ihres Mütterchens kniete sie nieder und wollte beten, die Worte des Vaterunsers waren ihr entfallen, sie konnte sie nicht finden — alte Erinnerungen umfingen sie — sie schmiegte ihren Kopf zu Häupten des Grabes.

Sie hörte Schritte — viele Schritte — sie kamen näher, näher. Sie hörte Worte — Rufe: „Sie ist's — dort“ . . . Mit einem Schrei fuhr sie empor. Wieder die wahnsinnige Angst.

Ein kalter, harter Schlag auf die Brust — der ganze Kirchhof schwamm vor ihren Augen — nur der goldene Dunst blieb. Dann — sie brach zusammen, fiel rücklings über das Grab. Es war zu Ende.

Die drei Gendarmen stiegen über die niedrige

Mauer — schaudernd umstanden sie den Leichnam. Hatte sich das Weib selbst entleibt? Sie suchten die Waffe um das Grab herum. Einer, der jetzt durch das Tor aus einer andern Richtung kam, erklärte, ein Selbstmord sei ausgeschlossen, der Schuß habe sie aus einem Gewehr getroffen — er habe das Flämmchen durch den Nebel aufzucken sehen.

Da kam jemand auf den Kirchhof zu, langsam, fast feierlich. Der Oberförster. Er sah überlebensgroß aus in dem verwischenden Nebel.

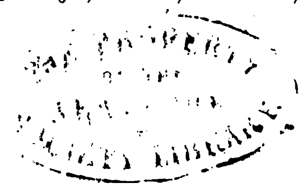
„Ich war's!“ sagte er hart und schroff.

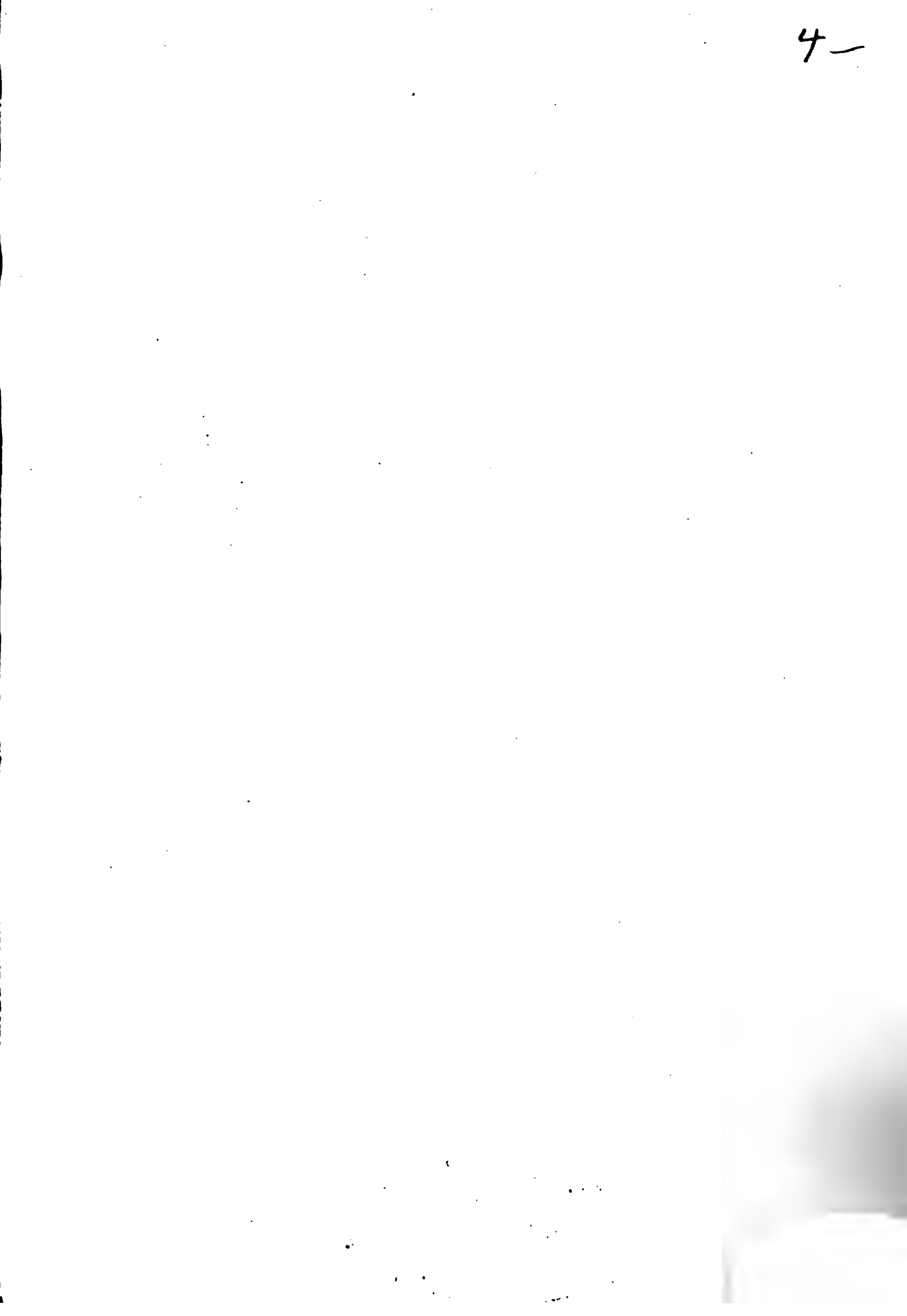
„Welch fürchterlicher Zufall!“ rief der Gendarmerie-Wachtmeister, der die andern anführte — „der Nebel —“

„Nein, es war Absicht,“ erklärte er — und ruhig den entsetzt auf ihn gerichteten Blicken begegnend, fügte er hinzu: „Es war die erste anständige Handlung meines Lebens!“

Er nahm seine Flinte von der Schulter und zerbrach sie über seinem Knie, so daß Lauf und Kolben sich trennten. Dann ließ er die Stücke auf den feuchten Boden niedersinken. Sich gerade aufrichtend rief er den Gendarmen zu: „Und nun tut eure Pflicht!“

Druck von G. Bernstein in Berlin.




4—

